
HOCHLAND
Das Deutsche Mädel
Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.
In diesem Heft:
Das deutsch-schwedische Mädellager
JAHRGANG 1938
AUGUSTHEFT
PREIS 20 PFENNIG
VERLAGSORT
HANNOVER

Der Inhalt

Seite

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZENUFER 10
DER JUNGMÄDELTEIL WIRD ZUSAMMENGESTELLT VON LYDIA SCHURER-STOLLE, REICHSJUGENDFÜHRUNG
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 33



„Svenska" und „Tyska" wurden Kameradinnen!

„Vänstre ben, höire ben, ut . . ." „Rechtes Bein, linkes Bein, übt . . ." Hell und energisch hallt die Stimme der jungen Schwedin über den weiten Vorplatz. Warm ist es, volle Sommersonne liegt darüber, nur ab und zu streicht von der See ein kühler Wind herauf; und wenn wir in einer Pause einmal herunterhorchen, hören wir das Meer . . .

„Oh, das Meer . . . Es ist schön, so wie bei uns!" sagte da eins der schwedischen Mädel und läßt sich müde neben mir ins Gras fallen. Sie sind fleißig gewesen, seit dem Frühstück haben sie mit Maj Nilson, einer jungen Gymnastiklehrerin, die hier in dem ersten deutsch-schwedischen Mädellager ihre Führerin ist, Gymnastik geübt. Auf der anschließenden Tagung „Junger Norden" wollen sie vor Jungen und Mädeln und Gästen aus dem Reich im Stralsunder Stadttheater eine schwedische Gymnastik vorführen.

Es muß sehr schön werden! Immer wieder geht Maj durch die Reihen, korrigiert jede einzelne Übung, jede Handhaltung. Ihren ganzen Ehrgeiz und eine zähe Energie setzen sie darein, mehr als wir diesen schlanken, schmalen Mädchen mit den leicht lässigen Bewegungen in den ersten Tagen zugetraut hätten. Und wenn wir ganz ehrlich sind — gerade dieses Streben, dieser Wille, ihr Bestes für die Repräsentation ihres Volkes zu geben, hat uns zueinander gebracht. —

Den ganzen Nachmittag hindurch haben die Schwedinnen Arme von bunten Sommerblumen herangeholt, jetzt sitzen wir mit ihnen auf den Steinstufen der Terrasse und binden sie zu dem großen Johanni-Kranz für unser Mitsommerfest. Tage hindurch haben sich unsere Gäste schon darauf gefreut, diesen Abend mit uns feiern zu dürfen.

In ihren schönen Trachten tanzen sie uns ihre heimatlichen Tänze. Die bunten weiten Röcke mit den gestickten leinenen Schürzen und dem prächtigen, schweren Silberschmuck des Mieders, die langen Bänder der „Nationalkluts", ihrer farbigen wehenden Häubchen fliegen in den Tänzen, die lebhaft und seltsam temperamentvoll sind. Sie singen uns ihre schwedischen Volksweisen, zu denen wir oft eigene deutsche Texte wissen; wir meinen alle, diese volltönenden Melodien schon einmal gehört zu haben, so verwandt sind sie uns. Ein buntes, frohes Fest geht an für diesen Abend, und wir wollen in der warmen Juni-Nacht lange nicht schlafen gehen . . .

Morgen für Morgen steigen an den Masten über uns die deutsche und die schwedische Fahne auf. Vom „skoklöpning", dem morgendlichen Waldlauf, den gemeinsamen Mahlzeiten bis zur Nachtruhe verbindet uns ein Tageslauf, der in seinem gelockerten Aufbau unsere schwedischen Gäste in das frohe, gesunde Leben unserer Mädelgemeinschaft einführt.

Wir baden und schwimmen miteinander, wir ringen im gemeinsamen Wettkampf um jede Welle und um unseren Sieg, wir fahren mit den Fischern hinaus auf die See und treiben Sport und Gymnastik in Sonne und Wind. In offenen Singen hören die jungen Schwedinnen die Lieder der Hitler-Jugend und fühlen den Schwung und die Kraft, die hier in einer jungen Generation wieder freigeworden sind.

Auf Wanderungen und Spaziergängen lernen wir in den weiten Wäldern und an der reizvollen Steilküste Rügens einen der schönsten Teile Deutschlands kennen. In der ehrwürdigen Schönheit Stralsunds, der alten Hansestadt am Sund, finden wir die Gemeinsamkeit einer nordischen Kunst- und Kulturgesinnung. Vor allen Dingen aber — das ist die offene Meinung unserer Gäste — haben sie in diesen Tagen die Brücke zu uns, zum Leben der jungen „tyska" geschlagen.

Mehr als die dreifache Anzahl der schwedischen Teilnehmerinnen hatte sich gemeldet, als Anfang des Jahres die Einladung des BDM.-Obergaues Pommern zu dem ersten deutsch-schwedischen Mädellager an die einzelnen Schulen erging. Absichtlich hatte man bei der Auswahl darauf verzichtet, Angehörige bestimmter Stände und damit in der schwedischen Demokratie bestimmter politischer Richtungen zu bevorzugen. „Eine schwedische Repräsentationsgruppe von heute, die Anspruch darauf erheben will, ihr Gesamtvolk zu vertreten, muß unpolitisches Schwedentum zeigen, so weit es möglich ist", erklärte uns der Führer der gesamten schwedischen Mannschaft Leutnant Sven Rosendahl.

Bauerntöchter von den stillen, reichen Höfen im Norden sind die jungen Schwedinnen, Schülerinnen der Volkshochschulen auf dem flachen Land, Mädel aus den großen Städten, Pfadfinderinnen und Angehörige der verschiedensten Gymnastikverbände, die Leichtathletik, Schwimmen und Volkstänze fördern. Aus allen Teilen Schwedens, mit den verschiedensten Vorbehalten und Ansichten über das neue Deutschland und vor allem über die Stellung des Mädels in diesem Reich sind sie

über die Ostsee gefahren. Von äußerster Zurückhaltung bis zu freundschaftlichem Verständnis schwankte ihre Einstellung. Nur in einem waren sie sich klar „Tyskland är i dag nagot obändigt, valdsamt. kraftigt och därför för imgivningen eller otiksinnade farligt" („Deutschland ist heutzutage etwas unbändig und gewalttätig kräftig und daher für seine Umgebung und für Andersdenkende gefährlich"). So mochten die Zeitungen geschrieben haben. Und wie war Deutschland nun wirklich?

Schön war es! Das war der erste Eindruck, dessen impulsive Äußerungen immer wieder in den uns anfänglich noch fremden Lauten über uns hinwegschwirrte. Voller Bewunderung und Freude gingen die jungen Schwedinnen zum ersten Male mit uns durch die ausgedehnten, gepflegten Räume der Reichsschulungsburg der Deutschen Arbeitsfront, die unser Lager aufnahm. Vom ersten Tag an fühlten sie sich wohl in den hellen, freundlichen Schlafzimmern, den Aufenthaltsräumen mit dem Blick weit auf die Ostsee und den gemütlichen Plätzen um den Kamin der Diele.

Was hatten sie vorher von dem Mädel unserer Zeit in Deutschland gewußt? Die junge Schwedin lebt „ihr" Leben, ihr Weltbild wird restlos durch die Auffassung ihrer Familie bestimmt, ihr Verantwortungsgefühl reicht nicht über den Kreis gleichgesinnter und gleichgestellter Menschen hinaus.

„Für die großen Zeitgeschehnisse haben wir uns bisher wenig interessiert", erzählen uns Gunnar und Karin, als wir morgens nach dem Baden eine stille Stunde mit ihnen am Strand liegen. „Politik och sadant där brak är träkigt och gär barn folk onda och otreviga" („Politik und solches Zeug ist langweilig und macht die Leute nur schlecht und unangenehm"), sagt man oft bei uns.

So lange wir zur Schule gehen, nimmt die Beschäftigung mit unseren Schulaufgaben einen großen Teil unserer Freizeit in Anspruch. Der übrige gehört unseren eigenen Interessen, Film, Sport Theater . . . Wir brauchen viel mehr Zeit für uns, für unsere Kleidung, unseren Anzug, als ihr", meint Gunnar.

„Aber ihr nicht schlechter", setzt sie dann lebhaft hinzu, besorgt, ob wir es ja wohl richtig verstanden hätten.

Wir müssen beide herzlich lachen und denken an ein Erlebnis, eins der vielen kleinen bezeichnenden. Auf unserer Dampferfahrt nach Stubbenkammer, dem mit dichten Buchenwäldern bestandenen, hohen Kreidefelsen Rügens, reichen wir einer schwedischen Kameradin, deren sorgfältige Nackenrolle sich trotz des Haarnetzes im Wind aufzulösen droht, unseren Kamm herüber. Freudig überrascht über diese uns selbstverständliche Hilfsbereitschaft dankt sie uns. „Oh, kämmen . . .", meint sie dann aber zweifelnd, „dazu brauche ich eine Stunde."

„Von den Ereignissen in Deutschland lesen wir wohl ab und zu in den Zeitungen", sagt uns Gunnar. „Aber wo sollen wir da die Wahrheit finden? Ein Blatt schreibt von dem sittsamen Gretchen, das ihr Lebensideal am Spinnrocken und Kochtopf erfüllt sieht, ein anderes von der mannhaften Walküre im Frauenregiment des BDM. Wie ihr wahrhaftig seid, haben wir erst in diesen Tagen erfahren. Ihr seid modern wie wir, sportlich, natürlich. Wir verstehen uns gut, nicht wahr?", meint sie dann strahlend und gibt mir impulsiv die Hand.

Nicht politische Propaganda ist den schwedischen Gästen in diesem Lager aufgedrängt worden, die Sicherheit und Natürlichkeit unserer Mädel hat für sich gesprochen und die Karikatur der jungen Deutschen endgültig erledigt.

Ständig sind die aushängenden deutschen Tageszeitungen und Zeitschriften der Hitler-Jugend belegt, denn nun, nachdem wir uns menschlich untereinander nähergekommen sind, werden immer wieder Fragen nach den Verhältnissen in Deutschland und der Arbeit des BDM. wach. Besonderes Interesse zeigen die schwedischen Gäste für die Einrichtungen des BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit". Durch Sport und Gymnastik haben die jungen Schwedinnen ein natürliches, gesundes Leben kennengelernt und legen wie wir Wert auf die Erziehung und Erhaltung eines schönen Körpers, auf Anmut und Harmonie der Bewegung. Sie haben viel Freude an allem Schönen, an Kunst, Mode und einem gepflegten Heim. So bringen sie auch der großzügigen, modernen Form des BDM.-Werkes viel Verständnis entgegen.

Ihnen ist in diesem Lager klar geworden, daß ihre deutschen Kameradinnen zwar anders sind als sie, aber daß sie es als Angehörige eines wohl verwandten, aber anderen Volkes auch sein müssen. In Achtung sehen sie auf unsere freiwillige Pflicht, uns bereits von frühester Jugend an in der nationalsozialistischen Mädelgeneration für die Aufgabe in unserem Volk zu erziehen.

Die junge Schwedin kennt nur einen langen glücklichen Frieden und im allgemeinen trotz der großen Klassenunterschiede ein gesichertes und sorgloses Dasein. Durch ihre Erziehung ist sie gewöhnt, ausschließlich sich selbst im Mittelpunkt ihres Lebens zu sehen, und doch begegnen wir im Gespräch mit ihnen immer wieder dem Wunsch nach einem kameradschaftlichen Zusammenschluß, der ihrem Land und seinen Gegebenheiten entspricht — um so mehr, als sie in der Fröhlichkeit dieses Lagers gespürt haben, welches Glück die Gemeinschaft zu geben vermag.

Vom ersten Tag an besteht eine schnelle, gute Verständigung untereinander. Die deutschen Teilnehmerinnen haben sich den Winter hindurch in Arbeitsgemeinschaften mit Schweden, seiner Landschaft, seiner Geschichte und seiner Sprache beschäftigt. Ebenso beherrschen die jungen Schwedinnen das Deutsche auffallend gut, da an vielen Schulen deutscher Unterricht als







Auf Wanderungen und gemeinsamen Fahrten lernen die jungen Schwedinnen die Schönheiten Stralsunds und Rügens kennen

Pflichtfach besteht. Daß da einmal auf eine Frage nach „Bargeld" die deutsche Kameradin mit der Küchenbesatzung Verhandlungen um „Spargel" beginnt, zählt zu den vergnügten Mißverständnissen und macht nur Freude.

„Daß wir zwei Sprachen sprechen, trennt uns nicht — wenn wir uns ansehen, sehen wir in dasselbe Gesicht", sagt einmal Maj zu einer ausländischen Journalistin, die uns in unserem Lager aufsucht und ungläubig und staunend den kameradschaftlichen Ton der deutschen und schwedischen Mädel wahrnimmt. Dasselbe Gesicht — das ist es! Aus der Gemeinsamkeit vieler Auffassungen, die nicht zuletzt in einer eng miteinander verknüpften Vergangenheit und gleicher Art begründet liegen, finden wir uns mit unseren Gästen zu herzlichen Beziehungen; und wenn wir an die frohen gemeinsamen Tage zwischen Sonne und Strand, an die vielseitigen Erlebnisse der Tagung „Junger Norden" denken, glauben wir, daß sich dieses Lager nicht allein in persönlichen Freundschaften erschöpfen wird. Das einmal geweckte Verständnis füreinander wird uns Mädeln der beiden Nationen Ansporn sein, tiefer in die Entwicklung und das gegenseitige Leben des anderen Volkes einzudringen und diese Erkenntnisse zu werten für die Zukunft unserer beiden Staaten.

Margot Jordan.





Sport und Spiel in Sonne und Wind und frohe Erlebnisse mit der Bevölkerung verbinden die deutschen und schwedischen Mädel



KLARHEIT UND GRÖSSE

Bericht von der Großen Deutschen Kunstausstellung

Seit einigen Wochen hört man nun häufig wieder die Diskussionen darüber, was von der bildenden Kunst, wie sie alljährlich in der Großen Deutschen Kunstausstellung in München dargeboten wird, zu halten sei. Die einen — meist bezeichnenderweise intellektuell, nicht empfindend wertenden Gruppen — drücken verhohlen und unverhohlen ihr Mißbehagen darüber aus, daß so wenig „experimentiert" wird, was mindestens beweist, daß wir auf dem richtigen Wege sind, und die andern setzen dem eine Genugtuung und Befriedigung entgegen, die meint, daß nun Endgültiges erreicht sei. Auch diese Ansicht werden wir nie — auch in kommenden Jahren nicht — teilen, weil wir nie mit uns selbst zufrieden sind. Wir sehen vielmehr in der Übersicht über alle Jahresleistungen, sei es nun auf organisatorischem oder künstlerischem Gebiet, nur den Meilenstein einer Entwicklung, und daß die Entwicklung der bildenden Kunst bei uns vorangeht, beweist die diesjährige Ausstellung ganz ohne Frage. Denn obwohl beide Ausstellungen, die von 1937 und die von 1938, im Gesamtbild sich gleichen, so ist doch festzustellen, daß die Rückbesinnung der Malerei auf das formal und handwerklich Sorgfältige die Grundlage für eine Weiterbesinnung gegeben hat: nämlich mit dem formal Gültigen (die Form ist ja nur ein Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst) auch das im Ausdruck und Inhalt Gültige zu schaffen, so wie es der große Romantiker Caspar David Friedrich mit seinem Wort meint, daß der Maler das malen soll, was er in sich sieht, nicht nur das, was er vor sich sieht.

Alle Fragen, wie denn unser neuer „Stil" beschaffen sei und wie er etwa heiße, sind töricht. Der Führer hat sie im vorigen Jahr bei der Ausstellungseröffnung erledigt, als er sagte — und für viele war das eine revolutionierende Verkündung —, daß ein Kunstwerk nicht der Zeit unterworfen ist, also weder veraltet noch etwa gar „modern" sein kann. Große Kunst ist gestern, heute und morgen groß. Wenn sie nur gestern „groß" war, ist dieser Rang ein Betrug oder wenigstens ein Irrtum gewesen. Ein Dürer lebt, ein Da-Da-Künstler ist tot. Das zur Situation, die es verständlich macht, daß wir heute auf das Wesen und den Inhalt der Bilder sehen, nicht also darauf, ob sie „interessant" sind, sondern darauf, ob sie uns innerlich reicher machen.

Dementsprechend sind die Werke im Haus der Kunst im wesentlichen nach Motiv-Gruppen geordnet. Landschaft, Familie, Soldatentum, Tiere usw. — Themen, die nicht mehr nur dem Kunstkenner, sondern jedem Volksgenossen verständlich sind. Auch wir wollen uns auf einige wenige Themen beschränken, schon angesichts der Fülle von mehr als 1160 Werken.

Wichtig und erfreulich ist da zunächst die Plastik. Unbestritten steht sie heute vor Malerei und Graphik und hat auch in diesem Jahre Werke aufzuweisen, die in der Kunstgeschichte der Welt einen Platz beanspruchen. Der hohe Rang der Plastik rührt wohl daher, daß erstens die besonders begnadeten Künstler sie der Malerei vorziehen, weil sie ihre Werke nicht in Privatgalerien der politischen Wirkung entzogen wissen wollen, sondern im Gegenteil das „Denkmal" erstreben, das in Material und Ort dauerhaft bleibt. Der Wille zur Größe und zur Monumentalität, der unsere Zeit kennzeichnet, verlangt eine monumentale Gestaltung, wie sie vor allem die Plastik ermöglicht. Und zweitens muß man die Architektur als die große Auftraggeberin und Anregerin der Plastik nennen. (Wobei allerdings einzufügen ist, daß die Architektur auch der Malerei große Aufträge gibt. Nur sind große Wandgemälde nicht ausstellbar.)

Als Beispiel bringen wir aus diesem Gebiet die „Olympia" von Klimsch (wie lebendig ist jedes Glied gefügt, wie einfallsreich, schön und ausgewogen die Bewegung!) und die „Schreitende" von Obermaier, deren Körper nicht erdacht, sondern erlauscht ist, wächst und atmet (übrigens ein Thema, das von manchen anderen Plastikern, vor allem von Scheurle, ebenfalls gut gelöst ist). Das Monumentale und Erhabene kommt bei den Plastikern vor allem — neben den kolossalen

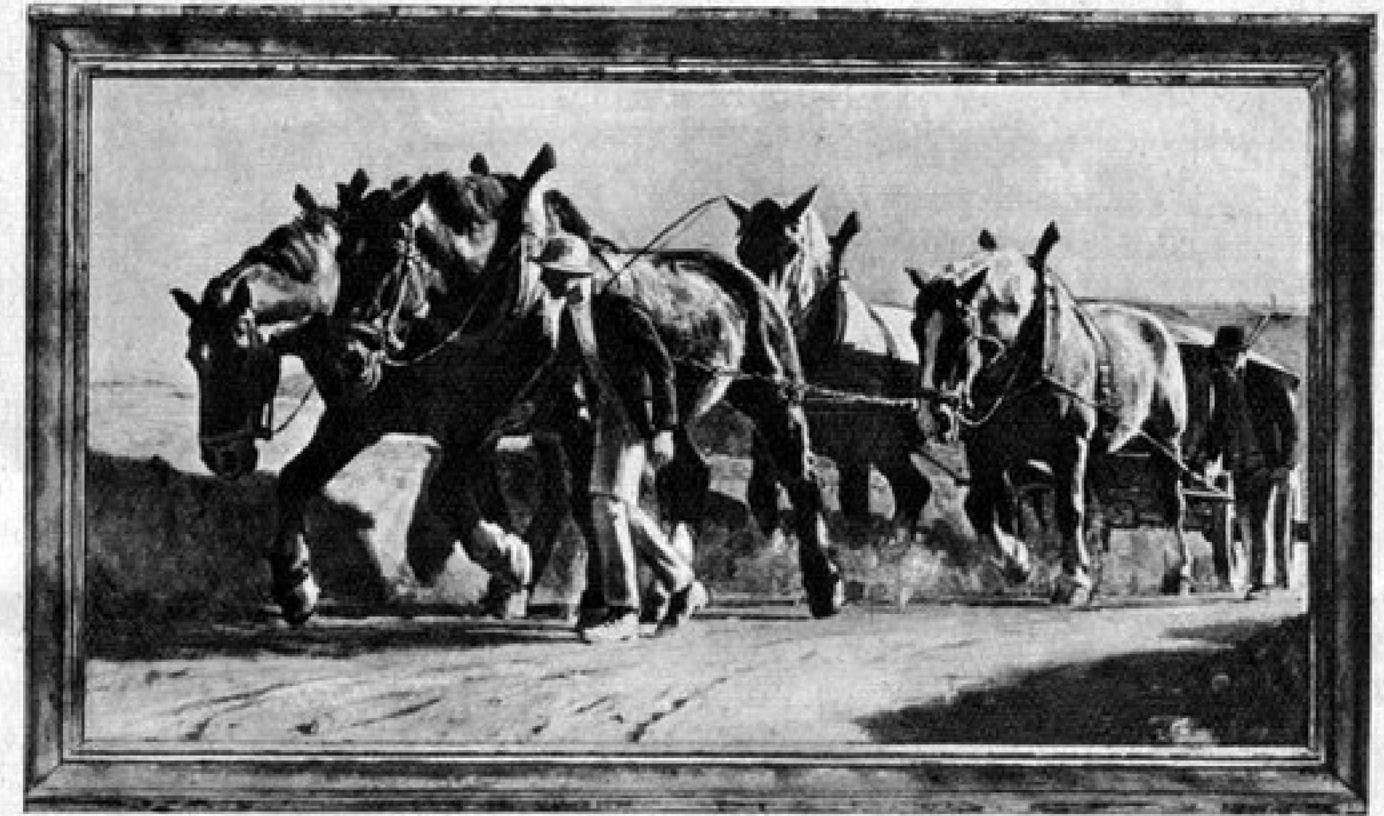


Olympia-Bronze von Fritz Klimsch, Berlin











Oben links: „Schreitendes Mädchen" von Ottmar Obermaier; daneben: „Erbhofbauer" von Hermann Tiebert; rechts daneben: „Bäuerin" von Adolf Wissel; darunter: „Schwere Arbeit", von Julius Paul Junghanns; unten links: „Nach Feierabend" von Sepp Hilz, Bad Aibling

Statuen Thoraks — bei Breker zur Geltung, der den Göttersohn Prometheus in kraftvoller Bewegung das Feuer zu den Menschen hinabtragen läßt.

In der Malerei haben wir einen fruchtbaren Auftrieb durch den Anschluß der Ostmark erhalten. Schon im vorigen Jahre wurden die Bilder des Wiener Eisenmenger vielfach als die besten der Ausstellung bezeichnet. In diesem Jahre hat er nur ein sehr zurückhaltendes, reifes Bild beigesteuert, eine schöne, edle Frau — man möchte fast sagen „Hausfrau" — im Schatten eines Flures. Eine ähnlich selbständige Sicherheit geht auch von den Bildern Neuböcks aus.

Süddeutschland, zumal München, stellt überhaupt den bei weitem größten

Anteil an der Ausstellung, vor allem in der Malerei. Angefangen von den großartigen alten Könnern wie Leo Samberger (Porträts) und Heinrich von Zügel (Tiere) bis hin zu dem jungen Friedr. Wilh. Kalb, der mit Phantasie und großzügigem Strich zwei Bilder zur antiken Sagenwelt unternommen hat, oder dem Bayern Sepp Hilz, dem jüngsten Maler der ganzen Ausstellung, dessen Bild „Feierabend" wir zeigen. Witzig und unbekümmert läßt er das Mädel mit dem Fußbad das Zeitungslesen verbinden, während der Junge sich seinen Träumereien hingibt. Ebenfalls aus dem Süden, und zwar aus dem Allgäu, stammt Hermann Tiebert, dessen „Erbhofbauer" in der Form klar und streng und im Ausdruck reif und überzeugend ist. Es ist „der" Erbhofbauer, Herr auf dem Hof und Ahne.

In der Auffassung ähnlich, aber doch künstlerisch selbständig schafft auch Adolf Wissel im Hannoverischen. Seine „Bäuerin" ist typisch für die deutsche Frau auf dem Lande, und ein höheres Lob kann es kaum geben. Nicht das Zufällige will Wissel malen, sondern das Bleibende. Auf das Gesicht kommt es ihm an, auf das Überlegene, Gesunde, Tüchtige.

Und also malt er nicht die Frau etwa beim Kartoffelschälen, sondern stellt ihre Persönlichkeit bewußt in den Mittelpunkt gereinigt von allem Belanglosen.

Norddeutsch ist auch der Düsseldorfer Henrich, dessen erschütterndes „1917" ohne Wort, ja ohne Geste das Grausen und die Größe des Krieges beschwört. Düsseldorf und seiner großen Tradition gehört auch Jul. Paul Junghanns, der ein Beispiel dafür gibt, was mit der „alten Schule" erreichbar ist. Welche Kraft und Gewalt im Schwung dieses Gespanns, von der Sicherheit in Form ganz zu schweigen! Auch mit anderen Bildern, von denen eins der Führer ankaufte, zeugt Junghanns von seiner Meisterschaft.



„Reichsminister Dr. Goebbels", von Otto Wilhelm Pitthan. Unten: „1917" von Albert Henrich aus Düsseldorf

Schließlich verdienen noch die Graphiker ein Sonderlob, an der Spitze die feinen holzgeschnittenen historischen Porträts von Ernst Dombrowski aus Graz, ferner die wildbewegten Blätter Ritschels (Zyklus „Winkelried") und ein mit wenigen kräftigen Strichen radiertes Blatt „Bauernfamilie" von Doerfler, ein Beispiel dafür, daß mit sparsamen Andeutungen oft mehr zu erreichen ist als mit allzu umständlichem Ergehen in Kleinigkeiten.

Friedr. W. Hymmen.



Rund um den PELOPONNES

Von Hilde Breitfeld, Dresden

In vierzehn Stunden hatte uns der Zug von A t h e n nach O l y m p i a gebracht, — immer an der Küste entlang, einmal nahe, einmal weit draußen oder hinter kahlen Felsen versteckt. Es war eine bunte Fahrt gewesen, mit vielen, laut schwatzenden Menschen, mit Kindern, die an den Stationen Trauben, Äpfel und Zitronatfrüchte verkauften, und mit Tieren, die unter den Sitzen in Säcken rumorten. Wir waren über den schnurgeraden Kanal von K o r i n t h gefahren, den wir kaum vor einer Woche mit dem Schiff passiert hatten, und standen nun am Bahnhof von Olympia.

Zwei Gleise sind es, und diese beiden Stränge sind, nachdem der Zug weitergedampft ist, von der Bevölkerung Olympias belagert. Der Abendzug bringt Neuigkeiten mit, da kommt die Post, da kommen Zeitungen, und da kommen Fremde . . . Wir wollen im „Hotel" Altis schlafen, und es ist gut, daß wir den Sohn des Besitzers schon im Zug trafen: So kommen wir bald an Ort und Stelle.

Er führt uns in einen kahlen Raum mit Tischen und Stühlen, der zwar ohne Fenster ist, dafür aber drei hohe Türen nach der Straße hinaus hat. Wer darin sitzt, kann sehen, was sich auf der Hauptstraße — denn da liegt das „Hotel" — zuträgt und umgekehrt. Es ist, als säße man auf der Straße. Ein deutscher Architekt, der das neue Haus für die Archäologen, die die Ausgrabungen am Stadion durchführen, baute, und seine Frau wohnen im gleichen Haus. An ihrem Tisch sitzen wir an jenem ersten Abend in Olympia und erzählen.

Griechenland sei schön, meinen sie, das Klima würde man gewöhnt, und auch vor den Moskitos, die in Olympia doch immer aufträten, wüßte man sich zu retten. Aber einmal müsse man wieder nach Deutschland zurück. Die Kinder würden am meisten von Deutschland und vom Reich reden, für sie stünde es fest, und wenn sie erzählten, spiele es eine große Rolle: „Wenn wir im Reich sind!"

Am nächsten Morgen sehen wir uns das einfache Haus der Forscher mit den freundlichen blauen Fensterläden an . . . Über den weiten steinigen Platz vor dem Haus, der mit dürren Disteln bewachsen ist, gehen wir hinüber nach dem heiligen Hain. Morgen sollen wir an einer Führung des Direktors des deutschen archäologischen Institutes Athen, Dr. W r e d e, mit SA.-Gruppenführer Prinz August Wilhelm teilnehmen. So wollen wir heute in Ruhe Aufnahmen machen und versuchen, an Hand unseres Ausgrabungsplanes die einzelnen Hallen und Kammern in ihren Grundmauern zu erkennen.

Ein wenig enttäuscht sind wir zwar zunächst, aber allmählich spüren wir doch in diesen wuchtigen Trümmern das stolze Altertum, das für seine schönen Menschen ebenso schöne und erhabene Bauten schuf.

Vom Bogengang des Stadions steht nur noch eine Reihe der Steine, sie halten sich selbst, einer den andern, und nur die Gewalt des Erdbebens konnte sie aus ihrer Ordnung bringen.

Schnurgerade trennt der Kanal von Korinth den Peloponnes vom Festland



Ein griechischer Bauer, der sich nicht überzeugen lassen will, daß das Fotografieren nichts Besonderes mehr ist

Athanasius, der Sohn des Wirtes, kann ein wenig Deutsch, und wir merken wohl, daß er uns eine Menge fragen möchte. „Sie sind Hitler-Jugend?", fängt er an, „was machen Sie da?" — „Wir sind Führerinnen", geben wir ihm zur Antwort. „Führerinnen? Was ist das?" Athanasius läuft die Treppe hinunter, er holt sein Lexikon, damit das Gespräch in Fluß kommt. Dann strahlen seine braunen Augen plötzlich: „Jetzt ich weiß, Sie sind Kommandantinnen!"

Unser Lachen macht ihn noch fröhlicher über seine große Entdeckung. Wir können es ihm auch nicht anders erklären, denn das Wort „führen" und „Führerinnen" steht nicht im griechischen Lexikon. So bleibt es dabei, und wenn uns Athanasius auf der Treppe trifft oder das Frühstück bringt, dann grüßt er uns mit: „Guten Tag, zwei Kommandantinnen!"

Athanasius hat in Olympia die männliche Jugend zusammengefaßt. Es sind noch nicht alle dabei, aber es ist ein großer Anfang, und wenn er von seiner Arbeit erzählt, dann ist er ganz sonderbar. Sport treiben sie vorerst nur, aber Athanasius will auch Schulung einsetzen, und er will vor allem die Mädchen zusammenkommen lassen und ihnen in erster Hilfe, Handarbeit, ja sogar im Luftschutz Unterricht erteilen lassen. Jetzt ginge es zwar noch nicht, meint er, jetzt sei noch Weinernte und -zubereitung, und außerdem habe er noch keine „Kommandantin", die alles in die Hände nehme.

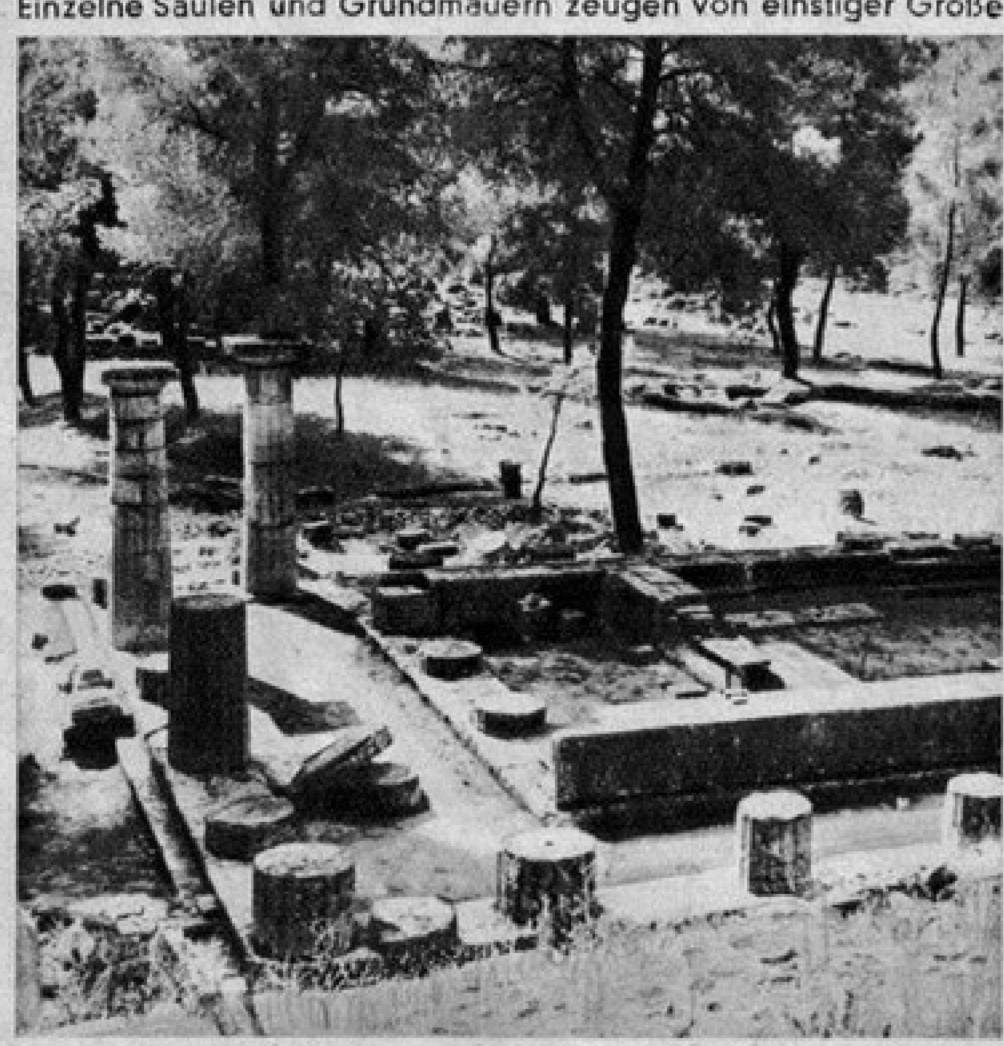
Wir müssen vom BDM. erzählen, was wir alles tun und welche Ziele wir haben. Ja, Deutschland sei groß, meint Athanasius darauf, und die Jugend Deutschlands sei eine schöne Jugend. Er möchte gern, daß seine Jugend in Olympia einmal so würde. Aber er finge ja erst an, und die Alten brächten wohl das wenigste Verständnis dafür auf, weil sie an allem Althergebrachten hingen . . . Ob Athanasius wohl

Wir gehen hindurch, stehen dann oben auf dem Rand des Stadions und schauen über ein weites Feld. Das alles, bis hinten zum Weinfeld, ist das Stadion, das nun deutsche Forscher ausgraben werden. Irgend etwas erinnert uns plötzlich an Deutschland, sind es die sorgsam genau aufeinandergefügten Steine oder ist es die große Idee, die Genialität, die über allem liegt? Eins aber wissen wir: Das hier war nicht nur das Heiligtum eines stolzen Volkes, sondern ist es noch und wird es bleiben.

„Sie sind Kommandantinnen!"

Abends, wenn die Dunkelheit plötzlich hereingebrochen ist, sitzen wir auf der gepolsterten Bank mit den grellbunt bestickten Kissen. Die kleine Lampe beleuchtet die Blattpflanzen, die liebevoll in alte Eimer und Blechbüchsen gesetzt sind, und es ist in der abendlichen Kühle auf der Veranda eben gemütlich.

Einzelne Säulen und Grundmauern zeugen von einstiger Größe



Nur eine Reihe Steine steht noch vom Bogengang zum Stadion



Schön weißgetünchte Häuser mit roten Dächern und im Hintergrund dunkle, hohe Zypressen, das ist Olympia



ein Stück weitergekommen ist, seinen großen Wunsch zu verwirklichen? Wir glauben es ganz sicher.

Gottlieb Meierhuber

Von Pyrgos nach Tripolis ist der Zug nur wenig besetzt, ein paar Männer, ein paar Frauen mit Kindern, das ist alles. In der Regenzeit ist es nicht ungefährlich, diese Strecke zu fahren. Durch die ungeheuren Wassermassen, die von den kahlen Felsen nur so herunterstürzen, werden Brücken und Wege einfach weggespült, und es kann passieren, daß der Zug mitten in dieser Einöde steckenbleibt . . . Daran müssen wir denken, als wir durch die unwirtliche Gegend fahren; und noch etwas anderes geht uns durch den Kopf: Der Architekt von Olympia hatte uns erzählt, daß man auch hier auf den Peloponnes eine Siedlung antreffen könne, die sauber und ordentlich von hochgewachsenen, blonden und blauäugigen Menschen bewirtschaftet wird. Daneben aber stehe eine unerhörte Tragik: Zu ihm sei einmal ein Mann gekommen, groß, blond, mit blauen Augen, und habe um Arbeit gefragt. Nicht ein Wort Deutsch habe er sprechen können, aber als er ihn gefragt habe, wie er denn heiße, da habe er gesagt: Gottlieb Meierhuber.

Von Wickelkindern und Spielketten

Der Zug rattert die schier unendliche Strecke nach Tripolis. Aus einer Ecke hören wir Kindergeschrei, begütigende und keifende Töne dazwischen, und ein eifriges Hin und Her. Wir müssen uns das besehen. Kinderpflege in Griechenland: Uns wird es ein wenig angst dabei.

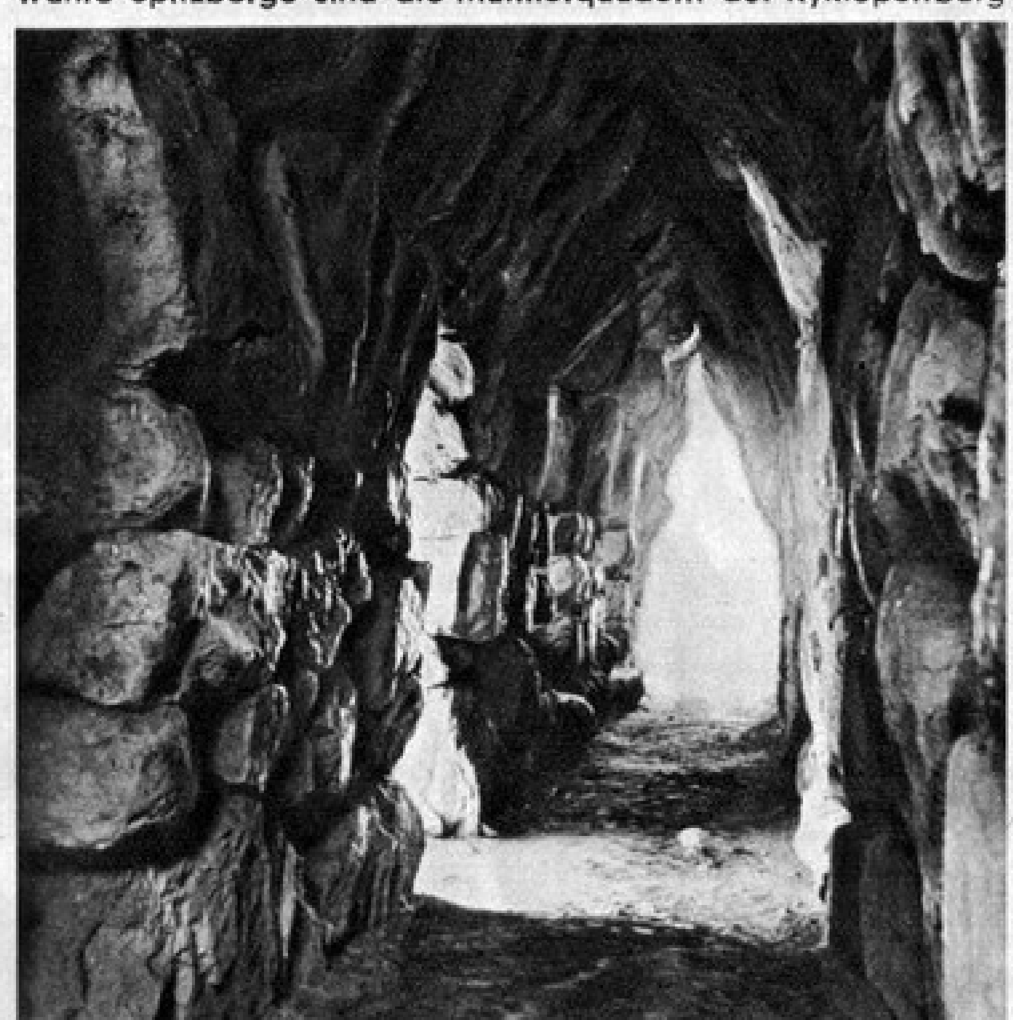
Von oben bis unten wird das Würmchen, nachdem es wer weiß wieviel Hüllen übergestreift bekam, in ein breites festes Band, auf dem zumeist ein frommer Spruch steht, eingewickelt. Schön fest die Händchen mit hinein, nun kann man das winzige Kindchen schon aufrecht tragen, auch wenn der Rücken aus eigener Kraft noch nicht mitmacht. Wie anders bei uns!

Ein leises Klick — Klick — Klick — bringt uns zum Lächeln. Drüben am Fenster sitzt einer, hat den Hut tief in das Gesicht gezogen und spielt. Womit? Mit der zum griechischen Mann gehörenden Spielkette.

Sie stammt wohl noch aus der Türkenzeit, und manche haben an Prächtigkeit noch nichts verloren, sie sind aus großen, bernsteinfarbenen Perlen und haben eine schöne Seidenquaste. Einige aber sind modernisiert und bestehen aus einfachen Metallgliedern.

Schließlich fängt der in der Ecke noch an zu singen, schleift von einem Ton auf den andern und setzt seinen Fuß auf den gegenüberliegenden Sitz. Im übrigen aber ist unser Nachbar sorglos und vergnügt und wirft uns selten einen Blick zu.

Wahre Spitzberge sind die Marmorquadern der Kyklopenburg



So stürzte das Erdbeben einstmals die wuchtigen Säulen nieder



bei den Tamileuten und Papuas



Wer kennt nicht das Buch Senta Dinglreiters „Deutsches Mädel auf Fahrt um die Welt“? Monate harter Arbeit und reichen Erlebens sind in ihm festgehalten. Mittlerweile ist Senta Dinglreiter auf neue Fahrt gegangen. Doch lest nun selbst, was sie uns schreibt.

Am vierten Januar brauste das Dampfroß unter Pusten und Stöhnen durch winterliche Voralpenlandschaft und entführte mich der Heimat. Tagelang hatte es geschneit. Nun war klarer Himmel, der Schnee pulverte. Eine Kältewelle war über Europa hereingebrochen und hatte Menschenleben gefordert. Die Quecksilbersäule sank bis zu 30 Grad minus.

Noch einmal zeigte sich mir der strenge aber märchenhaft schöne, nordische Winter in seiner Pracht. Rein und unberührt lag die weiße Decke über Feld und Flur. Die Morgensonne zitterte darüber hin, übergoß sie mit blendendem, goldenem Schein und tauchte Häuser und Baumschatten in mildes samtenes Blau. Aus dem zarten Filigran des Rauhreifes blitzte es mit Diamantenfeuer . . . Ich aber zog der Wärme entgegen, den Antipoden unserer Heimat, der Südsee.

Tausende von Inseln, Inselchen und Atollen liegen im Stillen Ozean verstreut, zusammengedrängt wie eine Schar von großen und kleinen Küken, vor allem zwischen dem Festlande von Asien und der Nordküste von Australien, offenbar als Überreste einer früheren Landverbindung zwischen beiden Kontinenten.

Hier hatte sich im letzten Augenblick, nachdem das meiste schon verteilt war, auch Deutschland im Jahre 1884 noch ein kleines Kolonialreich sichern können: eine Ecke von Neuguinea (Kaiser-Wilhelms-Land), die Inseln des Bismarckarchipels, einige der Salomonen, die Marianen und Karolinen und Samoa, zusammen annähernd tausend Inseln, von denen manche nur Atolle und unbewohnt sind.

Die Deutschen haben dieses Gebiet, soweit ihnen das Schicksal Zeit dazu ließ, erschlossen und vor allem Kokospflanzungen angelegt. — Bei Ausbruch des Weltkrieges fielen die Australier mit 3000 Mann über nur etwa vierzig bewaffnete Deutsche her und „eroberten“ die Kolonie. Nach dem Kriege kam Kaiser-Wilhelms-Land mit dem Bismarckarchipel, dem Löwenanteil der Kolonie, als Mandat an Australien. Die Marianen und Karolinen wurden Japan, Samoa, Neuseeland unterstellt.

Die Enteignung der deutschen Privatleute durch Australien wurde in beispiellos brutaler Weise durchgeführt, die Pflanzer wurden vor die Wahl gestellt, die mit ihrem Besitz beschenkten Menschen in den Betrieb einzuweihen oder ins Gefängnis zu wandern, dann aber von Herd und Heim vertrieben und des Landes verwiesen.

Australien, das sehr schwach bewohnt, selbst noch Kolonie und längst nicht erschlossen ist, wußte nichts Rechtes mit dem gewonnenen Gut anzufangen. Es hatte ja alles im eigenen Land und keinen Bedarf an jenen Dingen, welche die Kolonie hervorbrachte und ließ daher, und zum Teil auch aus wirklicher Unfähigkeit, die von den Deutschen mühsam aufgebauten Werke verkommen.

Das ist das Ungeheuerliche: Australien hat keine Verwendung für die Rohstoffe Neuguineas und Deutschland leidet große Not an solchen.

Nur das Gold im Lande allein reizte die Australier, und sie raffen in aller Eile von diesem Metall soviel zusammen als nur möglich, rauben die Kolonie regelrecht aus.

Das australische Mandatsgebiet, Kaiser-Wilhelms-Land und Bismarckarchipel waren das Ziel meiner Fahrt. Von Genua führte mich Dampfer „Franken“ vom Norddeutschen Lloyd durch das Rote Meer, das ich nun zum dritten Male durchfuhr, über Colombo, Singapore und Manila nach Hongkong, mir bereits bekannte Stätten.

Auf dem letzten Teil dieser Fahrt waren große Hakenkreuzflaggen auf den Schiffsdecks ausgebreitet, um den Fliegern der kriegführenden asiatischen Mächte unsere Neutralität zu zeigen. Hongkong ist einer der schönsten Hafenplätze der Welt, unter englischer Herrschaft.

Der kleine Dampfer „Friderun“ (2000 Tonnen), der als einziger noch die Verbindung Deutschlands mit dieser unserer entferntesten Kolonie aufrechterhält, nahm mich an Bord. Nach vierzehn Tagen waren wir im Inselgebiet von Deutsch-Neuguinea.

Unser schmuckes Schiffchen begann nun eine Rundfahrt durch die Inseln, vor allem durch die Manusgruppe, lief kleine und kleinste Plätze an, schlängelte sich hindurch durch gefährliche Riffe, die überall lauern, und nahm Kopra — getrocknete Kokosnuß, die zu Hause zu Speisefett und Öl verarbeitet wird — an Bord.

Die Krane ratterten Tag für Tag, zogen die Koprasäcke hoch, und schwarze Jungen verstauten sie im Schiffsrumpf . . . Und das Geld hierfür ging in wertvollen Devisen in die Hände von Australiern, Chinesen und Japanern, welche die Nutznießer der von Deutschen angelegten Pflanzungen sind!

Ich lernte hier die Südsee kennen, so wie unsere Phantasie sie gewöhnlich ausmalt: Lachende, fröhliche Landschaft, Inseln und Inselchen mit Palmen bestanden, von gischtender Brandung umwogt, im blauen Meer, und strahlende Sonne darüber.

Wir liefen die Hauptinsel Neuguineas, Kaiser-Wilhelms-Land, an. Das war ein anderes Landschaftsbild, ernst, beinahe düster. Unmittelbar aus dem Meere steigen in verschiedenen Stufen die urwaldbedeckten Berge bis zu 5000 Meter hoch, und Wolken hängen über sie herein. Der Charakter dieses Landes

schien mir durchaus nicht in die Südsee zu passen, sondern eher dem Nordland verwandt zu sein.

Die große Insel ist äußerst fruchtbar, aber das noch am wenigsten erforschte Gebiet unseres Erdballes. Die Papuas waren bei Ankunft der Deutschen, vor fünfzig Jahren, durchweg Kannibalen und lebten noch in der Steinzeit.

Im unerschlossenen Innern benützen sie noch heute Stein- und Knochenwerkzeuge und -waffen.

Ich stieg in Finschhafen aus. Hier war Dr. Finsch am 1. September 1884 von Sydney kommend als Führer der Expedition der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in der Südsee“ gelandet, um die vom Reich aus gewünschten Landerwerbungen vorzunehmen, nachdem der Gesellschaft vom Reichskanzler der Schutz des Reiches für diese zugesagt worden war.

Durch Vermittlung eines Parteigenossen fand ich Gelegenheit, eine Fahrt nach den Taminseln im Hochseekanu zu machen. Dieses bestand aus einem etwa 16 Meter langen, ausgehöhlten Einbaum mit schön geschnitztem Bug und Heck. Der Ausleger sowie die Brücke und die Masten waren mit Rotanglianen festgebunden. Es gab keinen Nagel und keine Eisenteile am ganzen Boot. Die Mattensegel aus geflochtenem Baumbast hatten einen Flächeninhalt von je etwa 25 Quadratmeter.

Unser Zweimaster sah stattlich aus. Aber es wurde eine wilde, verwegene Fahrt. Wir gerieten in



Oben: Kleine Korbmacherei — Rechts: Kopra wird verladen

einen mächtigen Sturm, ein Querbalken zum Ausleger brach, er mußte während der rasenden Fahrt mit Zuhilfenahme zweier Stangen geschient werden. Unser schwarzer Kapitän war in Aufregung, die drei kleinen nackten Kinder an Bord heulten voller Angst. Da wußte ich, daß es Ernst war, denn die Tamileute sind gewiegte Seefahrer . . . Aber das Glück war wieder einmal mit mir. Wir kamen zu den einsamen Inseln im Meer, wurden zum Willkommen von den Frauen im Grasrock tüchtig gewaschen, d. h. mit Meerwasser bespritzt und dann im Triumph zu einem Grashaus geleitet, das uns als Wohnung diente. Die Tamileute sind ganz hervorragende Holzschnitzer und stellen — früher benutzten sie Steinbeile und -messer — hauptsächlich künstlerisch verzierte Holzmulden her.

Nach meiner Rückkehr zum Festland durfte ich mich zu meiner großen Freude einem andern Herrn, wiederum Parteigenossen, auf einer Inspektionsreise ins Innere anschließen.





Oben: So trägt die Papuafrau ihre Kinder. Mitte: Fischer bei der Arbeit. Unten: Motujei, Vulkan in Ratana.

Zu Fuß und zu Pferd (Straßen gibt es hier nicht) kam ich auf halsbrecheriſchen Pfaden von der palmenbeſtandenen, fieberheißen Küſte ins kühlere Bergland Neuguineas zum Cromwellgebirge . . . Zehn Tage lang waren wir auf dem Weg, mitunter acht Stunden im Sattel oder ſteil aufwärts zu Fuß. Es ging immer auf und ab. Hatte man einen Berg erklommen, ſo mußte man auf der anderen Seite wieder tief hinab, um ins Innere des Landes zu kommen.

Neuguinea iſt ein reines Bergland. Ebene gibt es nur an einigen Flußläufen, wie am Markham und Kaiſerin-Auguſtafluß (Sepik).

Wir blieben jede Nacht in einem anderen Dorf und bewohnten richtige Eingeborenenhütten auf Pfählen mit Graswänden und -dächern oder aus grobbehauenen Brettern. Als Schlafſtätte diente uns der blanke Boden oder eine mit Matten belegte Holzpritſche. Genährt haben wir uns zur Hauptſache von Jam, Taro (Tropenknollenfrüchten) und Bananen.

Wir waren inmitten von Papuas, die vor nicht allzu vielen Jahren noch dem Kannibalismus huldigten, unter die ſich ein Weißer nur unter Lebensgefahr wagen konnte. Dieſe Tatſache erſchien mir unverſtändlich, da wir in jedem Dorf mit großer Begeiſterung empfangen wurden . . . Es iſt hier in Neuguinea beſtimmt nicht ſo, wie der Laie und ich ſelbſt auch anzunehmen geneigt waren, daß die Kultivierung dem Eingeborenen nur zum Fluche gereiche, da ſie aus ihrem geruhſamen Leben und ſüßen Nichtstun in den grauſamen Zwang der Ziviliſation gepreßt würden.

Einſtiges geruhſames Leben der Papuas? Es war wohl das fürchterlichſte und ruheloſeſte, das man ſich vorſtellen kann. Der Papua lebte Tag und Nacht in Lebensangſt und Unruhe.

Er konnte es nicht wagen, zu ſchlafen, denn jede Minute konnte ein Nachbarſtamm einbrechen, jede Stunde ihm die Blutrache und der religiöſe Kannibalismuswahnſinn den Tod bringen. Es iſt nicht ſo, daß ſie alle aus Begeiſterung Menſchenfleiſch gegeſſen hätten, faſt immer waren es religiöſe oder aus ihrem Geiſterglauben heraus geborene Beweggründe. Es war vielen von ihnen ſelbſt ein Ekel; ſie haben es oft ihren weißen Lehrern eingeſtanden und es ihnen von Herzen gedankt, daß man ſie endlich von dieſem qualvollen Daſein erlöſt hat. Die Papuas waren der Meinung, daß jeder Verſtorbene nicht normal dahingeſchieden wäre, ſondern von dem Zauberer eines fremden Dorfes einfach verzaubert und daran geſtorben. Er mußte



unter allen Umständen gerächt werden, weil sonst sein Geist der eigenen Sippe Unglück gebracht haben würde, sei es auf dem Felde durch Mißernte, durch Krankheit, Kriege usw.

Man bedenke, jeder Verstorbene forderte wieder einen Toten. Aber dabei blieb es meist nicht, denn die Überfallenen setzten sich naturgemäß zur Wehr und oft genug blieben einige Tote auf dem Platz, die wiederum Rache forderten.

So nahmen das Morden und die Menschenfresserei kein Ende. Sie gingen ihren entsetzlichen Kreislauf bis zur Vernichtung einzelner Stämme. Die schwache Bevölkerung Neuguineas ist zum größten Teil darauf zurückzuführen.

Im Markhamtal besuchte ich die berüchtigten Lae-Wombas, die schlimmsten Kopfjäger des Landes, welche Tausende von Eingeborenen totschlugen und ganze Länderstrecken entvölkerten.

Sie trugen die Ehrenzeichen für jeden Erschlagenen auf ihrem Hut aus Baumbast. Eine kleine gelbe Kakadufeder bedeutete einen Mord. Eine große wippende Feder in der Mitte oben zeigte zehn erjagte Köpfe an.

Ich bekam einen Lae-Womba-Hut mit einer großen und vier kleinen Federn als Geschenk. Lae-Womba-Jungen brachten mich auf einem Floß den Markham hinunter bis zur Meeresküste.

Im Flugzeug kam ich hinweg über Busch und Urwald zu den Goldfeldern Neuguineas, wo einzelne Menschen auf einfachste Art in Metallschüsseln das Gold auswaschen und große Kompanien mit mächtigen Baggermaschinen, mit ungleich größerem Erfolg dasselbe tun.

Deutsche Junkersflugzeuge mußten die Bagger, in einzelne Teile zerlegt, über das unerforschte Gebiet hinweg, auf die Goldfelder bringen und dadurch die Voraussetzung zu ihrer Erschließung schaffen.

In der Nähe von Rabaul auf Neupommern, dem Verwaltungssitz der Kolonie, stieg ich dem unheimlichen Gesellen (Vulkan), der da just vor einem Jahr aus dem Meere 226 Meter hoch an die Oberfläche kam, 500 Eingeborene unter sich begrub, Rabaul 50 Zentimeter hoch mit Asche bedeckte und es schwer bedrohte, auf das Haupt. Der Riese hat es geduldig hingenommen und mich nicht mit einem leisen Puster einfach in die Luft geblasen. Seiner Gnade, liebe deutsche Mädel, verdankt ihr also gewissermaßen diesen Gruß aus der Südsee . . .

So schreibt uns Senta Dinglreiter aus Rabaul von ihrer Fahrt durch die Südsee. Sie wird uns — sobald sie wieder nach München zurückgekehrt ist — in weiteren Bildberichten noch mehr von dem vielfältigen Erleben dieser Fahrt erzählen.



Oben: Kokosplantage mit Wasserbüffel zur Säuberung der Pflanzung. Unten: Neuguinea, Landschaft



Wir lieben unsere Erde! Verflucht, wer sie nicht liebt, gesegnet, wer ihr dient! Gewiß, wir haben in den Städten unsere Pflicht zu erfüllen. Wir müssen in diesen Städten arbeiten, jeder an seinem Platze. Aber dort, wo die Natur nicht um uns ist, muß uns wenigstens die Sehnsucht nach ihr erfüllen; denn es geht um mehr als um Freizeit, Erholung und frohe Fahrt! Wenn wir in unserer Heimat wandern, wandern wir zu uns selbst.

Baldur von Schirach

Das Blumendorf

„Sechs Stunden Aufenthalt!" sagte der zweite Steuermann, als wir an der kleinen Insel in den Vesteraalen anlegten. Sechs Stunden! Wir waren wenig begeistert. Aber so war es eben, wenn man mit einem Frachtdampfer nach Norwegen fuhr. Dort, wo es schön war, legte man nur kurz an, und an den langweiligsten und ödesten Fischplätzen wurde massenhaft Ladung eingenommen. Noch dazu diese Berge von übelriechenden Fischköpfen, die schon nach den ersten drei Malen jedes Interesse für uns verloren hatten.

Fast ein wenig mißmutig schlenderten wir planlos am Strand entlang. Kahler Fels überall mit spärlichen Grasbüscheln darin, die grauen Schuppen der Fischverwertungsgesellschaft und vier oder fünf rotbraune Fischerhäuser . . . Damit hatte man wirklich alles gesehen, was es hier zu sehen gab. Gerda und Hilde fanden flache Steine, die sie auf dem seichten Wasser tanzen ließen. Aber auf die Dauer war das auch keine Beschäftigung.

„Wir wollen weiter ins Binnenland gehen", schlug Marlies schließlich vor. Hm — aber würde es nicht drinnen ebenso sein, so kahl, so öde, so ohne Leben?

„Sie müssen nur die richtige Richtung nehmen", meinte der Kapitän. „Die Straße geradeaus und den ersten Fußweg rechts. Dann kommen Sie nach etwa einer Stunde an das Blumendorf." — „Das Blumendorf?" — „Naja, so sagen wir eben, weil es das einzige Dorf hier ist, in dem es Blumen gibt; sehr schöne sogar und viele."

Klar, daß wir dorthin mußten. Die Straße zog sich weit durch bräunliches Heidekraut und Heidelbeergestrüpp. Dann kam der Fußweg durch ein lichtes Wäldchen, über einen Bach, und dann ging es aufwärts — immer aufwärts.

„Paßt auf", meinte Gerda, „nun kommt ein Paß und dahinter das Dorf." Wir nickten erwartungsvoll. So mochte es wohl sein. Dann standen wir endlich oben und sahen an der andern Seite hinunter ins Tal. Etwa 300 Meter unter uns lag ein kleiner blauer See, ganz eingebettet in lichtgrüne Matten.

Und dort — dort lag ja auch das Dorf! Braunrote Holzhäuser, wie überall in Norwegen, eine kleine weiße Steinkirche und auf einem Hügel, etwas abseits, ein etwas größeres Haus — wahrscheinlich die Schule. Ohne es zu wollen, kamen wir ins Laufen, liefen den schmalen Pfad hinunter, bis wir an die ersten Häuser kamen.

„Das Blumendorf." — Da standen wir auf der breiten Dorfstraße, sahen vor uns die Fenster der kleinen Häuser, und jedes einzelne trug einen Blumenkasten oder lustige bunte Blumentöpfe auf einem blau, rot oder gelb gestrichenen Blumenbrett. Fuchsien blühten hier, Geranien und Hängenelken in so verschwenderischer Pracht, wie wir es nur von unseren Hochgebirgsdörfern kannten.

Langsam gingen wir die menschenleere Dorfstraße entlang. Die Leute schliefen wohl schon alle hinter den blanken Scheiben. Die nordische Sommernacht täuschte nur uns Mädel aus dem Süden immer wieder über die Zeit hinweg.

Schließlich standen wir vor dem kleinen Hügel, auf dem das einzige größere Haus des Ortes, die Schule, lag. Da blieben wir überrascht stehen. Der ganze Hügel war wie ein einziger bunter Blumenstrauß. Scheinbar wahllos und doch in feinster Farbenharmonie zogen sich hier Staudenrabatten terrassenförmig bis hinauf an die Hauswände.

Phlox und Glockenblumen, Akelei und Rittersporn, brennendroter Mohn, Pfingstrosen und Kaiserkronen, fast alle unsere Gartenblumen des Frühsommers blühten hier in einer wundervollen Farbenfreudigkeit. Wie bei uns im Gebirge, so brachte wohl auch der kurze heiße Sommer des Nordlandes Farben von einer Leuchtkraft hervor, die sich die Menschen der Ebene kaum vorstellen können.

Lange standen wir wortlos wie vor einem Wunder. Endlich sagte Hilde: „Aber das ist ja gar nicht wahr, das träumen wir ja nur." Da hörten wir plötzlich ein leises, helles Lachen. Hinter einer riesigen Phloxstaude richtete sich eine Gestalt auf, eine alte Frau in einem grauen Kleid. Seltsam an diesem Kleid war der Gürtel. An schmalen Bändern waren viele kleine Säckchen ringsum festgenäht. Jedes Säckchen trug ein Zeichen aufgestickt.

„Warum stehen Sie draußen?" fragte die Frau in tadellosem, kaum fremdländisch gefärbtem Deutsch, „kommen Sie doch herein, wenn Ihnen mein Garten gefällt. Ich bin übrigens Fräulein Senta, die Lehrerin."

Mit einem großen altmodischen Schlüssel schloß sie uns die Gartentür auf. „Sie dürfen nicht über mein sonderbares Gartenkleid lachen", sagte sie mit einem Blick auf die Säckchen. „Ich sammle gerade Samen. Es ist jetzt die richtige Zeit. Morgen, wenn die Sonne kommt, fallen sie aus. Und wir brauchen die Samen. Viel Geld können wir hier nicht ausgeben für unsere Blumen."

Ein paar Minuten später saßen wir um den kleinen runden Gartentisch inmitten der Stauden. Der Gegensatz zu der öden Landschaft am Strand mit ihrem kärglichen Pflanzenwuchs war so stark, daß wir früher, als wir beabsichtigt hatten, anfingen, davon zu reden.

Das alte Fräulein vor uns lächelte ein gutes, verstehendes Lächeln. „Ich weiß", sagte sie, „die Landschaft am Strand bleibt sich immer gleich. So war sie schon, als ich vor vierzig Jahren hier ankam. Ich kam aus dem gesegneten grünen Land um Bergen, und als ich die Stätte sah, an der ich nun mein ganzes künftiges Leben verbringen sollte, war ich beinahe verzweifelt. Denn auch hier im Dorfe sah es aus wie draußen: Heidekraut, Heidelbeeren, Birken — sonst nichts.

„Man gewöhnt sich", sagte der Pastor, „man gewöhnt sich an alles. Es ist hier nun nicht anders, man muß sich damit abfinden." „Aber ich wollte mich nicht abfinden. Ich war doch so jung. Freude brauchte ich. Wie sollte ich sonst leben und arbeiten? Es war eine schlimme Zeit damals." — Fräulein Senta schaute einen Augenblick still vor sich hin. Dann fuhr sie fort: „Mutter schrieb mir ein paarmal, ich sollte zurückkommen, es fände sich wohl eine andere Stelle für mich. Aber ich wollte nicht. Es wäre mir feige vorgekommen wie eine Flucht.

Vater verstand mich besser. Er schickte mir eines Tages ein Päckchen mit Samen. Bedürfnislose Pflanzen waren es: gelbe Ringelblumen, Steinnelken, Stiefmütterchen. Ich säte sie aus, und, was niemand erwartet hatte, sie gediehen. Sie gediehen, daß es eine Freude war. Mag es von der geschützten Lage des Dorfes kommen oder von der Fruchtbarkeit des Moorbodens, den noch nie der Pflug berührte, ich weiß es nicht.

Aber nach zwei Jahren war mein Garten schon so, daß die Fischerfrauen oftmals stehen blieben und die Mädel mich um Blumen baten, wenn sie sich zum Dorftanz schmückten.

Da wagte ich mich auch an schwierigere Dinge. Dreimal arbeitete ich in den Sommerferien in einer Gärtenerei. Dann fing ich an, mir selbst ein Glashaus und Mistbeete anzulegen.

Das ganze Dorf hatte allmählich Interesse an meinem „Steckenpferd“ bekommen. So erhielt ich leicht Hilfe. Dann nahm ich die Blumenzucht in den Schulplan auf. Sie hätten die Jungen und Mädel sehen sollen, wie sie ihre Beete im Schulgarten betreuten und wie stolz sie waren, als sie in selbstgemachten Blumenkästen aus Kistenbrettern ihre ersten Pflanzen zum Fensterschmuck mit nach Hause nehmen konnten!

Das ist nun schon lange her. Aus den kleinen Jungen und Mädchen sind die Fischer und jungen Frauen des Dorfes geworden. Manche sind darunter, die die Kunst des Schreibens und Lesens fast wieder verlernt haben. Aber was sie bei mir im Garten lernten, das haben sie behalten. So ist unser Dorf zum ‚Blumendorf‘ geworden . . .“

Fräulein Senta schwieg. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und bewegte zart die tausend geöffneten Blüten des Gartens. Da klang noch einmal die Stimme der alten Lehrerin durch die Dämmerung, leise, als spräche sie zu sich selbst: „Denn Gott gab uns die Arbeit, um unser Leben sinnvoll zu machen, und er gab uns die Schönheit, um glücklich zu sein.“ — —

Knapp vor der Abfahrtszeit kamen wir, jede mit einem großen Blumenstrauß, wieder an Bord unseres Dampfers an . . .

Und bis weit über das Nordkap hinaus blühten auf dem kleinen Tisch in unserer Kajüte Glockenblumen und Akelei, Margariten und Feuerlilien, Nelken und blauer Rittersporn...

Eine Berliner JM.-Führerin.

Biene und der Seidenschirm

Es war ein neues Fliegerviertel gebaut worden vor der Stadt. Als in den neuen Häusern das erstemal Altmaterial gesammelt wurde, konnten die Jungmädel stolz sein auf das Ergebnis.

Hinter dem Kanal standen noch ein paar alte übrig gebliebene Kötner- und Gärtnerhäuschen. Da liefen den ganzen lieben Tag die Kinder ums Haus, da fuhren die Wagen, und die Männer standen auf den Feldern und die Frauen setzten Kartoffeln, pflanzten Kohl und ernteten im Sommer die Felder leer. Es ging alles seinen alten, ländlichen Gang. Die Kinder dieser Gegend und die aus dem neuen Fliegerviertel unter einen Hut zu bringen, war kein leichtes Ding.

Sabine Petersen — Biene sagten die Jungmädel — wohnte am äußersten Ende der Siedlung, und jedesmal blieb ein Jungmädel aus dem Fliegerviertel übrig, das über die Kanalbrücke mußte, wenn Rundschreiben an Biene weitergebracht werden mußten. Das hatte nun weiter keine Bedeutung, wenn nicht die Sache mit dem Sportfest dazwischen gekommen wäre.

Meist war Erika Steiner von der Admiral-Scheer-Straße dieser „Bote“; sie ärgerte sich denn auch mächtig, wenn sie den grünen Heckenweg herauflaufen mußte zum neuen Krug hinterm Schlingenkamp. Das war für sie nichts anderes als eine tolle Lauferei, um die man sich soviel als möglich zu drücken versuchte . . . Und meist war es dann so, wenn sie sich schon einmal ärgerte, geriet sie entweder in Heinsens Schafherde und kam nicht vom Fleck oder blieb mit dem Rock im Stacheldraht hängen, oder sie kletterte bei Bänkens auf den Brotwagen, der viel zu langsam fuhr, oder sie kam in den Regen und sah aus wie eine Ketteldörte, oder aber das Rundschreiben fiel in die Pfütze und vieles andere Unangenehme geschah. Es war auf jeden Fall eine dumme Sache!

Es war Appell; die Jungmädel sollten vorschriftsmäßiges Turnzeug mitbringen. Erika Steiner steckte das Rundschreiben zu unterst in die Tasche und dachte: „Och, die Petersen kommt ja sowieso zum Dienst, die ist ja immer da und Turnzeug — das hat sie doch nicht. Wie die überhaupt immer aussieht, mit ihren hohen Schuhen, als müßte sie die Kühe weiden am Schlingenkamp. Das muß da hergehen bei den Leuten“, steigerte sie sich selbst in Wut.

„Wenn ich an den letzten Sommer denke, da hat doch die Biene tatsächlich im Strickunterrock mitgeturnt, ich, ich hätte mir die Augen aus dem Kopf geschämt und kein Bein mehr hochgebracht. Beim Bockspringen blieb sie ja auch immer hängen, das war ja klar — nur nachher, weiß der Kuckuck, war sie sogar schneller als ich“ dachte sie.

Das Rundschreiben knüllte sie wie einen Knoten in der Tasche. Es war fast dämmerig, und die Sonne vergoldete noch einmal den Schlingenkamp dunkelrot wie Feuer. Erika Steiner träumte und lief mit Schwung blindlings gegen einen Laternenpfahl.

Eine Beule, ein wahres Horn stand vor ihrer Stirn. Sie lief immer hastiger, querfeldein auf das niedrige Kötnerhaus zu. Was kümmerte es sie, daß die Sauerkirschen reif waren und aus dem Grün leuchteten, die Kinder lachend, selig und barfüßig unter der Pumpe standen.

„Diese erbärmlichen Dreckspatzen“, dachte sie überlegen und drückte knarrend die kleine Gartentür auf. „Ein Rundschreiben für Biene“, sagte sie und wollte Frau Petersen den Rücken wieder drehen. Aber weil sie so unglücklich zwischen Tür und Angel stand, zog Bienes Mutter sie herein und stellte sie lachend auf die blankgescheuerten Steinfliesen. „Biene, da ist jemand für dich, du mußt gleich herauskommen“, rief sie. „Laß die Pfannkuchen stehen, ich backe selbst weiter, komm, Biene!“ —

Erika Steiner riß sich zusammen, unbeholfen freundlich stand sie da, wie einer, die eine völlig neue Welt entdeckt und noch nichts damit anzufangen weiß. „Hier, Biene, ein Rundschreiben, wir müssen antreten an der Danziger Freiheit, du kommst doch?“ Biene überflog die Zeilen, und dann schien sie über irgend etwas zu stolpern, zog die Schultern hoch. „Ei wie dumm, ich hab' noch immer kein Turnzeug. Weißt du, ich hab ja wohl etwas gespart, aber es reicht einfach nicht. Es muß eben so gehen, ihr müßt schon so mit mir vorlieb nehmen.“ —

Dann machte sie wieder eine Pause, und weil Erika Steiner noch immer unbeweglich blieb und auf die planschenden Kinder unter der Pumpe starrte, fügte sie hinzu: „Es sitzt bei uns nicht dran. Guck da mal rüber. Acht Jungen, und was die an Hosen zerreißen, da machst du dir kein Bild von, sag ich dir und — ich kann nicht betteln, wo ich doch weiß, es geht nicht“, setzte sie leise hinzu.

„Komm schon, kannst dich ja entschuldigen, man wird dir deshalb kein Bein ausreißen.“ — „Nur beim Sportfest, da kann ich dann wieder nicht mitmachen.“ Biene überlegte angestrengt, wie sie einen Ausweg finden sollte. Dann fiel ihr ein, daß Erika Steiner den ganzen Heckenweg heraufgelaufen war, ihretwegen, und sie hielt sie fest. „Willst du nicht mal unsern Garten sehen, es gibt auch schon Knackkirschen, magst du? Komm!“

Der Goldregen war schon verblüht, und die Holunderdolden hatten ihren Duft verloren. Ein Rotkehlchen sang, und eine Graudrossel sprang über den Weg. Erika wunderte sich, wie Biene mit den Tieren sprach, und wie behutsam sie eine Glucke mit ihren Jungen zum Schlafengehen schickte. Die Kinder warteten an der Regentonne auf ihre „große“ Schwester, blankgewaschen und mit nassen borstigen Haaren, und auf einem Bretterverschlag standen ausgerichtet in Reih und Glied die weißgescheuerten Holzpantinen. Biene sah den Kleinsten Ohren und Hände nach, ob alles sauber gewaschen und trocken war, und dann schob sie sie nacheinander in die Küche.

Sie stand mit Erika Steiner unter dem Kirschbaum, und flink wie ein Wiesel kletterte sie die Leiter hoch, saß oben in den Zweigen, in der einen Hand den Korb, mit der anderen pflückte sie die roten Kirschen, hing sich ein Bündelchen baumelnd um die Ohren und lachte und sprang von oben herunter ins Gras, ein Blätterschwarm schwebte mit herab. „Hier, Erika, die kommen in die Tüte für den Heimweg, der ist ziemlich weit.“ — —

Die Jungmädel verstanden am nächsten Sportnachmittag nicht, wie einer über ein Jahr lang darauf wartet, daß er Turnzeug bekommt. Biene sagte immer dasselbe, es säße nicht dran zur Zeit — später einmal. „Du sollst aber doch die Staffel zum Sportfest mitmachen, du bist doch ausgesucht worden. Versuch es doch bis zur nächsten Woche", meinten sie. Biene rechnete im stillen nach, wieviel Geld die Mutter wohl geben konnte.

„Sie ist eben kein richtiges Jungmädel", meinten einige Mädel, „Biene lernt das auch nie, daß man einfach da sein muß, so wie es gefordert wird."

Biene wurde rot im Gesicht. Am liebsten hätte sie ihnen einmal baß die Wahrheit gesagt. Sie hatten alle gut reden. Was wußten sie schon davon, und warum konnte sie ohne Turnzeug kein richtiges Jungmädel sein? Sie schluckte ein paarmal, und abends, als sie im Garten stand, war Mutter Petersen neben ihr und stutzte sie erst wieder zurecht. „Was ist denn los?" fragte sie besorgt.

„Ach, das versteht du nicht. Ich muß ihnen allen jetzt beweisen, daß ich ein richtiges Jungmädel bin." Erika Steiner hat es ihnen ja schon gesagt, daß sie alle keine Augen im Kopf hätten, daß Biene Petersen ein anständiges Jungmädel wäre und sie müßten sich allesamt schämen, daß sie es ihr noch schwerer machten, als sie es ohnehin schon hätte.

Biene konnte das nicht vergessen. „Mutter, weißt du, wie ich mit Bernd um die Wette lief und wer am schnellsten an der Hecke war? Sie sollen doch wissen, daß ich etwas kann, daß ich zu ihnen gehöre. Denk dir doch, Mutter, wenn unsere Jungmädel die allerbeste Mannschaft haben und wenn ich nicht einmal dabei sein könnte!" — „Kind, ich drehe jeden Pfennig dreimal um, setz dir bloß keine Rosinen in den Kopf und bleib vernünftig."

Es gab eben Dinge, wo auch ein Jungmädel bis ins tiefste gepackt sein konnte und damit mußten sich die erwachsenen Menschen nun einmal abfinden. Biene schlich sich in die Kammer und simulierte hin und her. In dem alten Wandschrank stand doch ein alter seidener Regenschirm von Anno dazumal, das war ein ganz ordentliches Stück Stoff, und daraus ließ sich doch auch eine Turnhose nähen, dachte Biene. Selig klemmte sie den „ollen Pamplü" unterm Arm und lief in die Küche, spannte ihn weit auf, daß die Löcher und Risse aufsprangen und tanzte umher wie toll: „Mutter, ich weiß was, was du nicht weißt. Ich hab' ein Ding gefunden, das ist jetzt mein Ding."



Am nächsten Tag schneiderte Mutter Petersen, und strahlend hob Biene die seidene Turnhose hoch. „Hu, wat ne fiene Siedenbüx!" nahmen die Jungen das Ding zwischen Daumen und Zeigefinger, als wäre es zerbrechlich; und aus einem alten Stück Hemdentuch nähte Mutter Petersen das Turnhemdchen.

„Biene macht mit!" Die Jungmädel freuten sich ganz besonders auf dies Ereignis. Erika Schneider stand hinter Biene Petersen in der Reihe, und es waren wohl an die tausend Menschen gekommen, die zugucken wollten. Als Biene ablaufen mußte am Start, riefen alle Jungmädel: „Biene, Biene!"

Am meisten freute sich aber Mutter Petersen, die oben auf der Tribüne saß und nun auch zum erstenmal dabei war, wie der Jungmädeluntergau sein Sportfest hatte. Wieviel Mühe und wieviel Arbeit notwendig sind, bis alles soweit ist, davon sehen und wissen die Leute nichts, nicht einmal die Jungmädel selbst.

Erika Steiner tippt Biene heimlich auf die Schulter und zeigte auf die neue Turnhose. „Du, neu?" Biene nickte zuerst nur. Heimlich flüsterte sie dann zurück. „Aus Omas altem Regenschirm, der in der Ecke stand und noch einmal zu Ehren kam."

Sie zupfte sich zurecht, weil es bald soweit war. Das Geheimnis aber mit dem Regenschirm ging durch die ganze Reihe.

Die Jungmädel waren noch stolzer auf Biene. Dann mußte alles still sein. Die Leute sahen nur noch auf die Jungmädel und wie sie liefen und bewunderten, wie geschickt und schnell alles ging.

„Biene in iähr niege Pamplübüx", rief jemand und lachte ihr zu. Noch nie war Biene Petersen so schnell gelaufen! Es war eine Mordssache, das sagte selbst die Jungmädeluntergauführerin. Es kribbelte einem bis in die kleine Zehenspitze, und man verspürte große Lust, alles selbst mitzumachen. Es ging um den großen Medizinball oder aber, wenn man ganz besonders auffiel und die beste Zeit lief, gab es eine ganz neue Ziehharmonika als Preis, und die mußte Bienes Jungmädelgruppe haben, das hatten sich alle Jungmädel fest vorgenommen. Biene rannte, wie ein Strich flog sie über die Laufbahn, immer den weißen Kreidelinien nach. Man sah nur Beine, die vorwärts wollten . . .

Auf der Tribüne wurde schon gestoppt, und dann wurde das Ergebnis durch den Lautsprecher verkündet, die Jungmädelgruppe vom Schlingenkamp hatte eine herrliche Zeit herausgeholt. Wirklich, am liebsten wäre Biene jetzt dahin gelaufen, wo ihre Mutter sitzen mußte; aber sie wußte ja auch, wie froh und stolz die Jungmädel alle waren.

„Die Jungmädel der JM.-Gruppe 7/13 haben die beste Laufzeit erreicht und erhalten als Preis eine Ziehharmonika", das schallte ja bis auf die Straße. Sabine Petersen, Helga Schreiber, Else Hübner, Heide Ohler und viele andere Jungmädel wurden zum Mikrophon gerufen, um nunmehr die Preise abzuholen.

Biene schreckte richtig zusammen, als ihr Name laut und deutlich durch das Mikrophon gerufen wurde. Sie sollte ganz vorne antreten, und irgendwo da oben auf den Bänken würde ihre Mutter auf sie heruntersehen, und sie durfte sich freuen, daß sie für ihre Jungmädelgruppe gelaufen hatte . . .

Noch nie hat wohl ein Jungmädel stolzer und glücklicher eine Ziehharmonika getragen als Biene Petersen vom Schlingenkamp!

Annemarie Peter.



Zum erstenmal im Jungmädellager

Viele Jungmädel des Reiches und viele Mädel der Ostmark waren in diesem Sommer zum erstenmal im Lager. Sie alle erlebten ein Stück Deutschland und erlebten die Kameradschaft unserer Jugend. Von diesem Erleben erzählt uns heute eine reichsdeutsche Kameradin aus dem Ausland:

Es waren für mich wunderbare Tage, die ich an der Ostsee mit so vielen Berliner Mädeln verbringen konnte. Eine solche Fülle von neuen Eindrücken kamen auf mich herab, daß es mir fast nicht möglich ist, alles zu erzählen. Denn wenn ich denke, alles gesagt zu haben, fallen mir immer wieder neue Begebenheiten ein . . .

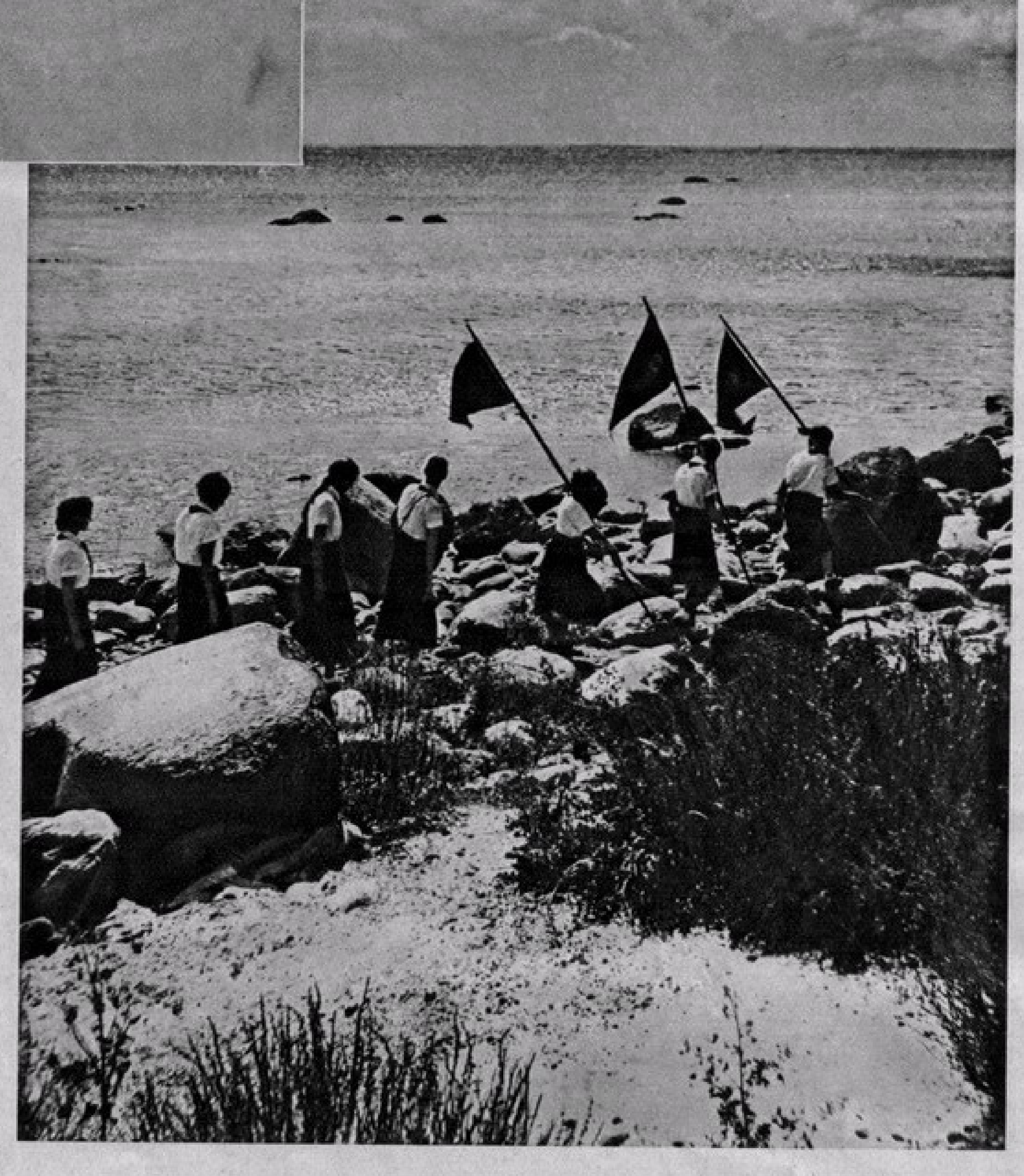
Nun, ich will versuchen, all das wiederzugeben, was mich am meisten beeindruckte.

Als ich am Abfahrtstage am Stettiner Bahnhof mit meinem gepackten Affen erschien, kannte ich nicht ein Mädel und wußte nur die Gruppe, zu der ich mich gesellen sollte. Wo sie allerdings war, konnte ich erst durch langes Fragen herausbekommen. Ich fühlte mich natürlich sehr fremd; aber die Mädel nahmen sich meiner so herzlich an, daß es mir schon nach wenigen Augenblicken schien, als hätte ich sie die ganze Zeit über gekannt.

Die Bahnfahrt gestaltete sich trotz ihrer Länge sehr lustig, und wir waren schon alle sehr gespannt, als wir endlich in Henkenhagen ankamen. Erst hier sah ich, wie viele Mädel mitgekommen waren, denn schier endlos schien der Zug zu sein, als wir durch das Dorf zogen. Am Lagerplatz, der etwas außerhalb des Dorfes, mitten im Wald, und ganz nahe an dem Meer gelegen war, waren schon unsere Zelte aufgebaut, und wir wurden gleich in die für uns bestimmten geführt . . . Ich konnte es noch gar nicht fassen, daß mein lang ersehnter Wunsch, einmal doch in einem Zelt schlafen zu dürfen, so wider Erwarten schnell in Erfüllung gegangen war.

Ich spürte schon die Nähe des Meeres, und kaum konnte ich den Augenblick erwarten, da ich es endlich sehen sollte. Wir durchschritten ein kleines Stückchen Wald, erklommen die Dünen, und dann — dann lag es vor uns — das Meer. Wie wohl es tat, so unbegrenzt ins Weite schauen zu dürfen — die Sonne war schon untergegangen, und dort, wo Himmel und Wasser zusammenfließen, war nur ein feiner dunkler Strich zu sehen.

Die Brandung rauschte leise, und die Gestalten der Mädel, die mit ihren Wimpeln den Strand entlangzogen, hoben sich gespenstisch vom dunklen Grau des Hintergrundes ab. Wir



sangen ein Lied, und dann ging es wieder zurück in unsere Zelte. In dieser Nacht haben wohl die wenigsten geschlafen, zu sehr waren wir erregt durch all das Neue.

Die ersten Tage vergingen mir wie im Fluge, und ich kann mich gar nicht mehr genau entsinnen, was wir alles vollbrachten. Wir verschönerten die Umgebung unserer Zelte, bauten Kochgeschirr- oder Schuhständer, oder wir turnten, schwammen oder tanzten . . . Ach — überhaupt getollt haben wir mehr als genug, und selten in meinem Leben habe ich so viel gelacht, wie in der Zeit des Zeltlagers . . . Jeden Tag lernten wir einige neue Lieder, darüber freute





Wir gingen durch den Wald, wo sich die hohen Bäume mit ihren Kronen trafen und einen Dom bildeten, den zu durchschreiten man kaum wagte . . .

Als wir an einem der letzten Tage eine Feierstunde am Strand hatten, bei der auch ein Feuer abgebrannt wurde, war ich tief beeindruckt. Das Feuer loderte am Strand, hinter meinem Rücken rauschte das Meer, die Fahne wehte im Winde, und die Führerin sprach über die Grenz- und Auslandsdeutschen und ihre Aufgabe und über all das Schwere, das sie ertragen müssen — ihres Volkes willen. Dinge, die wir im Alltag fast vergessen. Käthe Dobbs.

ich mich besonders, und ich bin erstaunt, wie viele ich kann. Zum Abschluß des Lagers hatten wir auch einen Singwettstreit — für den wir jeden Tag, jede Gruppe in einer anderen Himmelsrichtung, hinter Bäumen und Mulden versteckt, fleißig übten.

Nach dem Essen, in der Freizeit, konnte jede tun und lassen, was sie wollte. Ich zog es meistens vor, mich in der Sonne zu aalen, wenn ich nicht einen Brief zu schreiben hatte oder meine Sachen in Ordnung bringen mußte. Aber wenn ich in der Sonne lag, mußte ich sehr acht geben, daß ich nicht einschlief, sonst hätte es bestimmt einen Sonnenbrand gegeben, und ich wäre gezwungen gewesen, eine unserer zwei Ärztinnen aufzusuchen.

Fast jeden Tag gab es irgendeine neue Überraschung. Eines Morgens wurde uns erklärt, daß meine Gruppe als erste zu einem Bauern zum Arbeiten gehen dürfe. Ich habe mich riesig darüber gefreut, denn erstens macht mir diese Arbeit ungeheuren Spaß, und dann konnte ich ja auch somit den pommerschen Bauern kennenlernen.

Ich kam mit einem andern Mädel auf einen sehr schönen großen Hof, einen Erbhof, wie mir der Bauer stolz versicherte . . . Und dann arbeiteten wir auf Feld und Hof, und am Abend durfte ich zur Belohnung eine Kuh melken. Ich habe es auch zur vollen Zufriedenheit des Bauern ausgeführt und bin sehr stolz darauf. Mir wurde eigentlich immer gesagt, daß die norddeutschen Bauern so verschlossen seien, ich habe dies gar nicht gefunden und mich wunderbar mit ihnen unterhalten.

Ein andermal machten wir eine Wanderung für das Leistungsbuch. Ich hatte in der Tat nicht eine solch liebliche Landschaft erwartet, wie es die pommersche ist. Wir zogen los, nachdem es kurz vorher geregnet hatte und die Erde und das Gras wunderbar dufteten. Von den Bäumen, die zu beiden Seiten den Weg einsäumten, tropfte es noch manchmal leicht, und die Sonne schien kaum durch die vielen Blätter durchschimmern zu können.



Jungmädel erzählen

Eine kleine Sockentragödie



Suse erschien am Abfahrtstag mit ganz fabelhaft gestrickten Söckchen mit sehr schwierigem Muster. Wir staunten eine halbe Stunde darüber, denn Suse gehörte nicht gerade zu der Menschengattung, die Nachmittage damit zubringen können, fleißig zu knüppeln und aufmerksam an Hand eines abgegriffenen Strickmusters zu zählen.

Sie erklärte auch, wie sie zu diesem Zeugnis wahrer Strickkunst gekommen war: Ihre gute Großmutter besaß die Absicht, ihrem Enkelkind für die Großfahrt ein schönes Geschenk zu machen, ein Paar schlohweiße Socken. Großmutter begann also mit der schönsten und dünnsten — zu warm sollten die Söckchen im Sommer ja auch nicht sein — Wolle das erste Söckchen.

Aber die große Wäsche kam dazwischen, und Großmutter sah schon, daß sie mit den Söckchen nicht fertig würde. Also vertraute sie die Wolle und das angefangene Prachtexemplar der begeisterten Suse an, mit der Bitte, statt ihrer die Söckchen fertigzustricken.

So saß denn Suse stöhnend Nachmittag für Nachmittag und plagte sich im Schweiße ihres Angesichtes mit dem Strickmuster und der feinen Wolle herum. Dazu kam, daß sie noch gar nicht stricken konnte und deshalb erst an einem Baumwollwaschlappen üben mußte.

Aber sie waren fertig geworden, allerdings mit mehreren Verwünschungen, denn es ist ganz natürlich, daß, wenn man sich einbildet, man könnte beim Stricken zur Unterhaltung lesen, da auch einige Maschen entgleiten. Die Großmutter hatte sich herzlich gefreut, daß die Söckchen so schön geworden waren, und Suse atmete erlöst auf, daß sie das allnachmittägliche Schreckgespenst (lies: „Suse, hast du heute schon an Großmutters Söckchen gestrickt?") los war.

Nun unternahmen wir eines Tages eine Küstenwanderung nach dem Leuchtturm Brüster Ort, der eine schöne Strecke weit von der Jugendherberge entfernt liegt. Es war ein ziemlich stürmischer Tag; wir hätten wegen der großen Wellen gar nicht baden können, und so paßte es sehr gut. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus und stolzierten mit hochgezogenen Röcken in der spritzenden Gischt weiter.

Als wir nach dem Laufen im nassen Sand etwas müde am Leuchtturm ankamen, wurde Suses braungebranntes Gesicht plötzlich fahl: „Ich habe ein Söckchen verloren!" flüsterte sie erschrocken. „Ein Söckchen?" meinten wir, „das ist recht dumm, aber so schlimm ja nun auch wieder nicht!"

„Es war doch eins von den gestrickten!" — „Ach, du liebe Zeit, das ist etwas anderes. Weißt du denn nicht ungefähr, wo du's verloren hast?"

Wir trösteten sie, so gut es ging, und meinten, sie müsse sich eben nochmals aufopfern und ein neues dazu stricken, denn was ist ein Söckchen, wenn man zwei Beine hat? Suse rang entsetzt nach Atem: „Ihr seid wohl nicht gescheit? Noch so ein Ding zusammenzuknüppeln? Um nichts in der Welt. Außerdem kann ich es ja noch wiederfinden."

Erika erlaubte ihr, im Hinblick auf die vielen Stunden, in denen das verschwundene Söckchen entstanden war, es zu suchen, und gab Ilse und Inge noch mit, da wir andern den leichteren und windstilleren Landweg gehen wollten. Hoffnungsvoll begab sich Suse mit der einen Socke und ihren zwei Begleiterinnen auf die Suche nach der anderen Hälfte des Söckchenpaares.

Die drei, wir hatten sie schon Sockenexpedition getauft, verschwanden allmählich, wir gingen zur Jugendherberge zurück und warteten . . . Mit Freudengeheul wurden sie schließlich begrüßt. Was machten sie aber für einen komischen Eindruck? Die Röcke waren naß und triefen, die Haare waren zerzaust.

Nanu, sie ließen sich durch unsere Begrüßung überhaupt nicht aus der Stimmung bringen, sondern behielten die aufgesetzten Trauermienen. Da fragten wir neugierig nach der Socke, spottgeladen, denn es wäre doch ein Riesenzufall gewesen, hätten sie die eine Socke an dem langen Strand gefunden.

„Na?" fragten wir, „habt ihr sie oder habt ihr sie nicht?" Langsam trat Suse vor und hob feierlich eine Socke in die Höhe. „Da ist sie!" sagte sie todernst und setzte sich auf den nächsten Hocker. Jetzt prustete Inge aber doch los, und Ilse lachte hinterher . . . „Was ist denn los?" riefen wir und lachten schon halb mit. „Ihr habt sie wohl gar nicht gefunden?"

„Klar!" stöhnte Inge, „aber —" „Aber —" freute sich Ilse. „Aber wir haben die andere Socke verloren!" vollendete Suse. Jetzt lachten wir auch. „Stimmt das auch, oder veralbert ihr uns nur?" „Nein, es stimmt wirklich, die andere Socke habe ich auf der Suche nach dieser verloren!" Sie zeigte ihre zerschrammten Knie und Ellbogen.

„Die zwei meinten nämlich scheinheilig, daß der Wind die Socke sicher hochgeweht hätte. Ich kletterte also auf die harten Sandwände und rutschte plötzlich heftig aus, dabei muß mir die Socke, die ich in dem Augenblick nicht so fest gehalten habe, hops gegangen sein!"

Später wurde gemunkelt, die andere Socke lebe auch nicht mehr. Wir glauben fest, es stimmt, denn wir haben nie mehr die allein dastehende Socke gesehen . . . Das ist Suses Sockentragödie, entschieden eine komische! — —

Ein sächsisches Jungmädel.

Die Siegessäule zieht um



„Zur Siegessäule — na, Fräulein, immer an den Schienen entlang", hatte mir eben noch der Mann im blauen Arbeitskittel den Weg beschrieben. „An den Schienen entlang", — das war gut gesagt. Wo waren hier die Schienen?

Die Straße war aufgerissen, Trecker ratterten und stampften, und ab und zu flog von irgendwoher aus der lärmenden Tiefe mit einem tüchtigen Schwung eine Schippe Sand dicht neben den Bürgersteig; und hinten — ja, da hörte die Straße überhaupt auf, tatsächlich mit einem Bretterzaun verriegelt, über den auf einer Ueberführung hinweg die Leute spazierten, so wie bei uns daheim am Bahndamm.

So — nun hatte ich ganz sicher nicht aufgepaßt! Wo war jetzt der große, freie Platz, auf dem die Siegessäule stehen sollte? „Majestätisch sieht sie auf den Verkehr zu ihren Füßen", hatte Vater uns immer erzählt, und der wußte es noch aus seiner Soldatenzeit. Hier war nur ein unförmiges, hohes Holzgerüst.

„. . . nun gucken nur noch die Flügel 'raus, dann kommt der Kopf dran, sieh mal, so und so . . ." angestrengt begannen die beiden Pimpfe neben mir, im Straßensand zu zeichnen, „und dann erst zieht die Siegessäule um!" Was — wer zieht um? Was es nicht alles gab! Aber es stimmte, „sie" zog um! Jetzt entdeckte ich oben zwischen den Stangen und Stäben des Holzgerüstes auch einen halben Arm und sogar einen goldenen Flügel.

Ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt! Was man wohl mit ihr vorhaben mochte? Ich fragte meinen Onkel. Einen Riesenpacken von Zeitungen schleppte er heran. „Die Siegessäule zieht zum Großen Stern" — „Neugestaltung Berlins" — „Siegessäule auf würdigerem Platz" —. Heiße Köpfe bekamen wir beide darüber . . .

30 Meter höher würde sie werden, 12 Kilometer weit wird man sie auf der großen Ost-West-Achse sehen können, sicher würde es viel schöner noch als vorher sein!

Wenn ich im nächsten Jahr wieder in Berlin bin, werde ich sie mir nach „vollendetem Umzug" bestimmt ansehen, das habe ich fest vor.

Ein fränkisches Jungmädel.

Die Hasenrolle im Pferdeei



Vor Aufregung hopsend drängen sich die Jungmädel um ihre Führerin. „Kann ich der eine Bauer sein?" — „Und ich der andere, ja?" Alle wollen sie so gerne mitspielen. Ein Schattenspiel, fein wird das ... und lustig ist es vielleicht! Das gibt etwas zu lachen! „Das Pferdeei", so ein Witz! Annelies zieht ein Knie nach dem andern hoch und fuchtelt mit den Armen vor Erregung. Da werden schon Ilse und Lieschen für die beiden Bauern bestimmt, und Dorchen soll Frau Anne sein. „Oh, mehr kommen ja gar nicht darin vor, und ich wollte doch auch mitspielen!"

„Sieh mal, Annelies, du bist einfach zu klein, du reichst dem Bauern ja nur gerade bis an den Bauch". Da muß Annelies schon mitlachen. „Aber der Hase, der Hase, der muß doch auch mitspielen!" fällt ihr begeistert ein. Wirklich, daran hatten wir noch gar nicht gedacht. „Ja, den schneiden wir wohl am besten aus Pappe. — Zum Häschen bist du nun wieder zu groß!"

„Dann halte ich eben das Häschen! Es muß doch Männchen machen und dann davonlaufen!" — „Tatsächlich, das ist wichtig, also, du schneidest dir zwei Hasen, einen sitzend und einen springend, machst sie an einer Latte fest, damit du sie bewegen kannst . . ." Ganz erfüllt von ihrer großen Hasenrolle macht Annelies sich an die Arbeit.

Sie muß sich sehr heranhalten, aber sie meldet sich pünktlich mit allen anderen für die Probe fertig. Ein leeres Bierfaß hat sie herangeholt, das ist der Stein, hinter dem ihr Häschen erscheinen soll.

Das Licht geht aus, und die Jungmädel unten freuen sich diebisch über den Bauern, der da als großer Schatten mit einem Kürbis auf dem Markt steht. Den wird er als „Pferdeei" anpreisen. Schon findet sich ein dummer Käufer, der mit seinem Wunderei gleich auf den Berg zieht, um ein Fohlen auszubrüten.

Jetzt ist es soweit, Annelies ist an der Reihe mit ihrer Hasenrolle. „Ein Häslein schaut mir zu", erzählt der Bauer weiter. O Schreck, dem Bauern fällt die Pfeife aus dem staunend offenen Mund, und die Jungmädel unten lachen wie toll . . .

Annelies' Stubsnäschen ist plötzlich höchst persönlich auf der Leinwand erschienen, dazu zwei eifrige Fäuste, die an einer Stange ein etwas komisches Etwas in die Luft halten. Das Häschen hat sie verkehrt aufgenagelt, da zeigt nun die große Blume zum Bauern, und das Häschen beginnt zu zittern und steckt eiligst den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß, wenn er Angst hat. „Annelies, Annelies", lachen die Jungmädel.

„Och, lacht mich doch nicht aus, ich mache das gleich in Ordnung!" Anne hat am meisten gelacht, aber sie hilft ihr auch schnell bei ihrem Unglück. Der Hase bekommt die gewünschte Richtung und mit einem festen Stock auch noch Rückgrat. So geht es ausgezeichnet, und Annelies ist ganz glücklich.

Am andern Tag läuft sie von Haus zu Haus und ladet zum lustigen Dorfabend ein. „Was spielt ihr denn?" — „Wir Jungmädel spielen ein Märchen, und ich habe die Hasenrolle im Pferdeei!" So wird sie oft gefragt, und ebenso oft erweckt sie die Neugier mit ihrer Antwort.

Wieder hockt Annelies hinter dem Bierfaß mit glühenden Backen und klopfendem Herzen. Sie weiß, daß es nun darauf ankommt. Vor der Leinwand sitzen jetzt nicht die Jungmädel als Zuschauer, da ist bald das ganze Dorf beisammen und bestimmt alle, die sie eingeladen hat.

So, gleich ist der Hoppelhase an der Reihe, da werden sie unten aber erst lachen! Frau Anne kommt auf den Berg und wird ihren Mann beim Brüten ablösen. Vor allem muß sie doch einmal horchen, ob sich das Fohlen noch nicht meldet, dreißig Tage sitzen sie ja bald auf dem Wunderei . . .

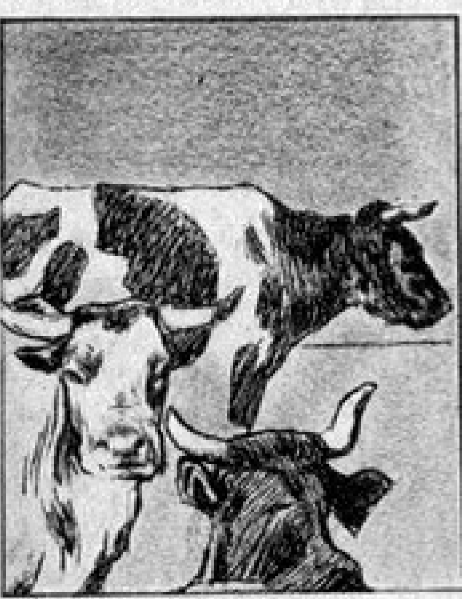
Mein Schreck, mein Schreck! Was ist Frau Anna ungeschickt, sie stößt an das Ei, und es kullert den Berg hinunter, gerade an den großen Stein. Da bricht der faule Kürbis in Stücke, und Annelies läßt ihr erschrockenes Häslein durch die zerbrochene Schale laufen.

„Da läuft das Fohlen, ob ich's fange?" schreit Frau Anne, „he, hollahe, so komm doch her!" Aber das Häslein hat Angst und hoppelt mit Annelies ganz hinter die Bühne. „Kennst du, o ungeratenes Wesen, die eigene Mutter denn nicht mehr?" Frau Anne geht untröstlich nach Hause . . .

Das Spiel ist aus. Annelies steht hinter der dunklen Leinwand und hört mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung unten das Lachen, Händeklatschen und: „Das waos ower wirklich fein!" — So froh ist Annelies lange nicht gewesen.

Ein pommersches Jungmädel.

Ein Bulle, Rolf und sechzehn Kühe



Da stand ich nun auf der Weide mit meinen sechzehn Kühen, einem Bullen und Rolf, dem Hund; und weit und breit kein Mensch zu sehen. Ja, da stand ich nun! Im Leben hatte ich noch keine Kühe gehütet! Eine leichte Arbeit, hatte die Bäuerin gesagt. Ob ich Angst vor Kühen hätte? Ja, gräßliche Furcht hatte ich vor dem Bullen — aber das habe ich ihr natürlich nicht gesagt. „Man gut, daß ich heute nicht das rote Kopftuch mitgenommen habe, sondern das blaue", ging es mir durch den Kopf. Der Kuhjunge wurde gebraucht, und so mußte ich sein Amt übernehmen.

Draußen fegte ein kalter Wind, und ab und zu gab es einen tüchtigen Regenschauer. Aber ich war gegen Wind und Regen geschützt. Über meiner Windjacke trug ich einen weiten, großen, grünen Lodenmantel, dazu ein blaues Kopftuch . . . Und gegen den Regen sollte mich ein großer schwarzer Schirm schützen!

Die Kühe grasten friedlich auf der großen Weide, ich brauchte nur aufzupassen, daß die Tiere nicht in die angrenzenden Felder liefen. Wirklich eine leichte Beschäftigung! Nach einer Stunde legten sich die Kühe nieder zum Wiederkäuen.

Oben am Rande der Weide stand eine kleine Dornenhecke. Unter die legte ich mich nun; Schirm, Stock und Hund ruhten neben mir. So lag ich da und schaute in den Himmel.

Ja, da guckte ich nun und träumte und hatte meine Kühe längst vergessen. So hatte ich auch nicht die drohende dunkle Wolke hinter mir bemerkt. Ehe ich mich versah, brach das Unwetter los!

Ich spannte den Schirm auf und blickte auf die Kühe. Ein Durcheinander! O Gott! Einige waren schon im Rübenfeld. Ich sprang hoch, stemmte den Schirm gegen den Sturm und schrie dem Hund zu. Aber der hatte gar keine Lust, bei diesem Regen zu laufen und die Kühe zusammenzutreiben. Ich drohte mit meinem Stock und schrie: „Rolf, hol sie ran!" Er machte einige Schritte und kehrte wieder um — es war ihm zu naß.

In großer Verzweiflung klappte ich den Schirm zusammen, warf ihn ins Gras, nahm den Hund ans Halsband und rannte übers Feld. Jetzt, laut bellend, lief Rolf los und holte die Kühe aus dem Feld. Ha, wie sie sprangen. Sie hatten Angst. Der Bulle brummte böse, stieß mit seinen Hörnern; aber es half ihm nichts, auch er mußte weichen. Endlich hatten wir sie alle wieder auf der Weide. Inzwischen hatte der Regen nachgelassen, und die Sonne kam hervor.

Rolf trottelte langsam heran, legte sich zu mir und ließ sein Fell in der Sonne trocknen. Vorhin wollte er nicht allein in den Regen gehen, ich sollte mitkommen, und nun guckte er mich an, als wollte er sagen: „Was willst du schon ohne mich anfangen?" Und ich gab ihm im stillen recht . . . Ja, das Kühehüten war doch gar nicht so einfach.

Ein Hamburger Jungmädel.

Das Märchen vom Hasenhüten

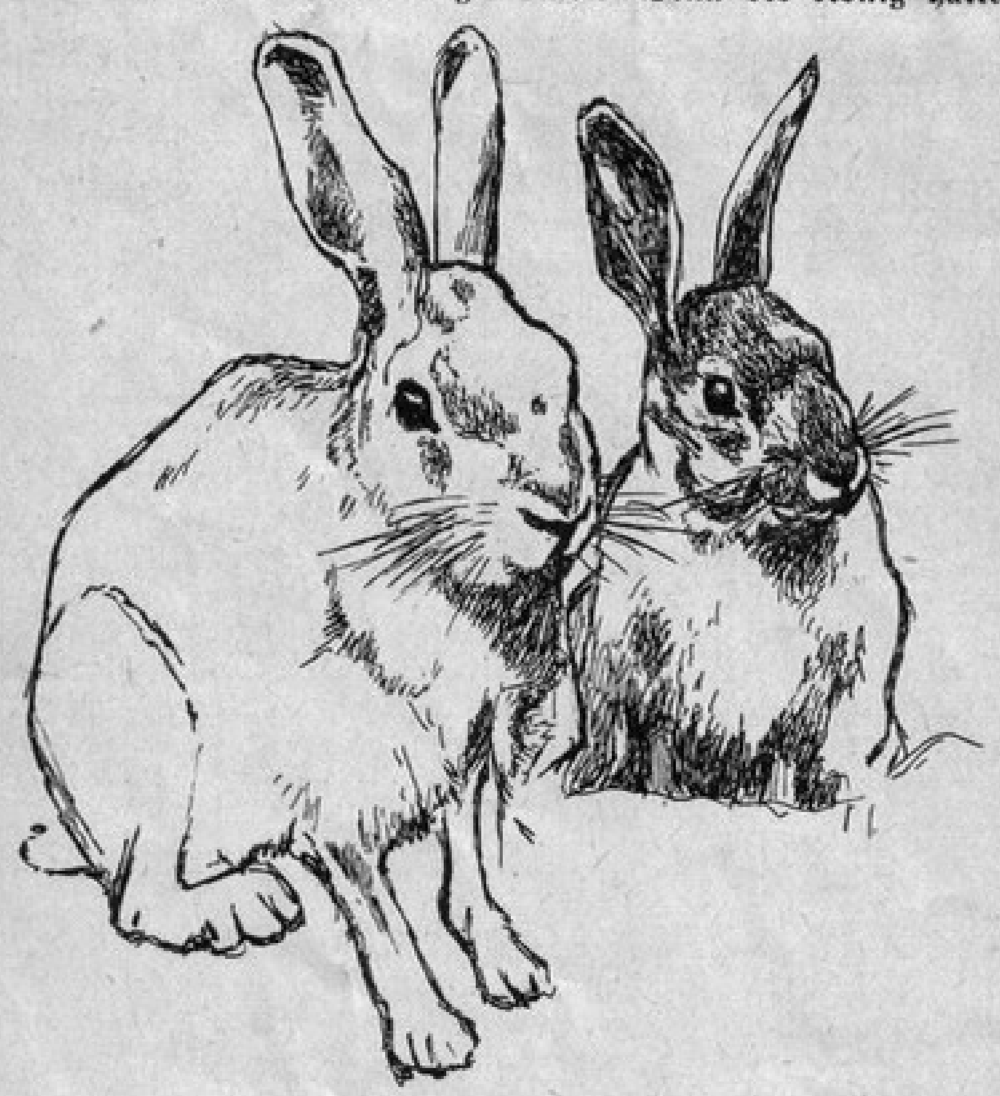
Es hat einmal ein Märchen gegeben, das haben die Magdeburger Jungmädel am Strand von Trassenheide gespielt, und es war wunderschön. Der Bürgermeister vom Dorf mit den vielen Kurgästen, die Fischerjungs und Deerns sind alle dazu gekommen, so daß in der Sandburg alle Plätze besetzt waren. Für einige hohe Gäste hatte es Ehrenkarten gegeben, sie durften damit die Moospolster-Plätze mit dem weiten Blick auf den Strand und das Meer einnehmen . . .

Die Aufregung war den Tag über groß gewesen; im Lager, beim Essen und Zeltstadtsäubern waren oft Worte vom Märchenspiel gefallen. Das ging bis in den Nachmittag hinein . . . Mit Liedern und Musik, mit flatternden Bändern an langen Kiefernstangen kam dann endlich der Märchenzug gegangen. Da war es nun soweit. Stups spielte das Märchen vom „Hasenhüten".

Es war einmal ein armer Schneidergeselle, der hieß Stups, trug ein blaues Wams und einen blonden Schopf. Er war groß und stark und schaffte viel und konnte viel zum Essen gebrauchen. Wenn er auch fleißig war und ein gutes Herz hatte und keinen Menschen in der ganzen Welt, so mußte der Meister ihn doch entlassen, denn er war arm und sein Geschäft kannte bessere Zeiten von früher.

So wurde der arme Schneidergeselle entlassen. Er packte sein Bündel, nahm sein Handwerkszeug und zog in die weite Welt. Da er ein freundliches Gesicht hatte und ein hilfsbereites Wesen, war er überall gern gesehen und fand schnell eine Arbeit. Man sah ihn lieber kommen als gehen, und manches Mägdelein war ihm von Herzen zugetan.

Das kümmerte den munteren Gesellen aber nicht, ihn lockte es weiter bis in des Königs Stadt. Denn der König hatte



eine gar feine Tochter, und seit er die Prinzessin einmal gesehen, hatte er oft an sie gedacht und wünschte sich im Traum wohl, sie zu besitzen. Weil er aber ein armer Schneider war, hatte er diesen Gedanken dann schweren Herzens verworfen. Da fand er eines Tages einen Klumpen Gold, pures Gold. Er wurde darauf sehr nachdenklich, bis er dann einen Plan gefaßt hatte. Er verwahrte das Gold wohl, trug seinen Kopf sehr hoch und schritt nun geradewegs auf die Königsstadt zu.

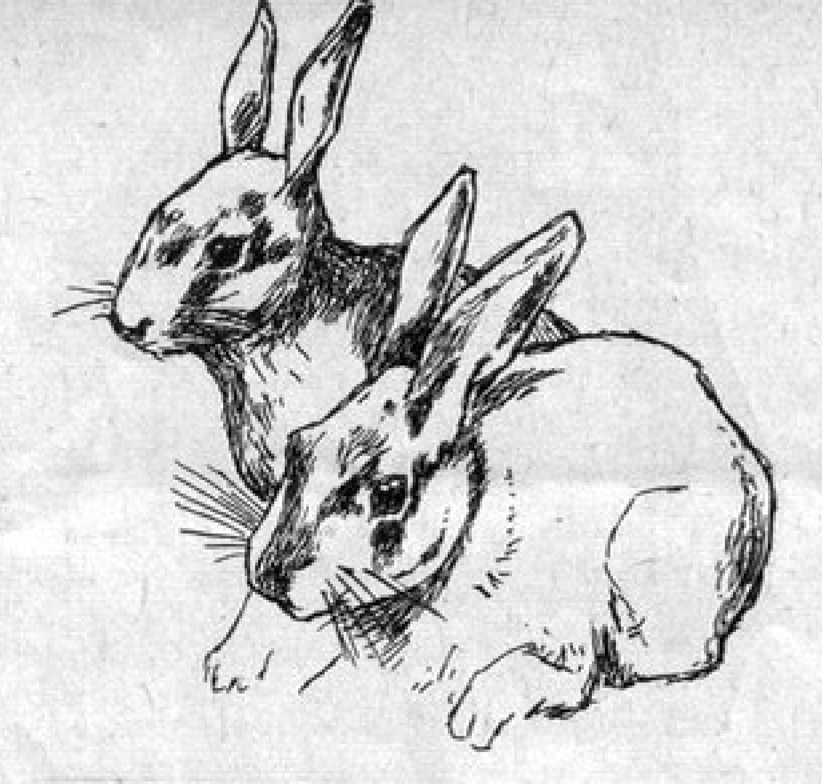


Da hörte er in der Stadt viel erzählen, und der Name der Prinzessin fiel auch dabei. Ihre Schönheit wurde gepriesen und ihr guter Sinn. Da lachte dem Schneidergesellen das Herz im Leibe. Er hörte ferner von den beiden Aufgaben, die der zu lösen hatte, der die Königstochter zur Frau begehrte. Am nächsten Morgen ging er zum Hof und warb um die Prinzessin; und der König selbst stellte ihm die beiden Aufgaben. Am ersten Tage mußte der Schneidergeselle des Königs Hasen hüten. Es waren hundert Stück, und bisher hatten viele Freier den Kopf darum verloren, da sie nur ein paar in den Stall zurückbringen konnten.

Da half dem Gesellen eine kleine Flöte, die ein Mütterchen ihm geschenkt hatte. Dafür hatte er sie erlöst, denn ein böser Geist hatte sie hundert Jahre eingeklemmt in einen Baumstamm.

Er brauchte nur an einem Ende der Flöte hineinzublasen, dann stoben die hundert Hasen wie die wilde Jagd auseinander, aber ein Pfiff vom andern Ende genügte, daß er sie wieder zusammenbrachte . . . Als er am Abend ins Schloß kam, waren die hundert Hasen vollzählig.

Da machte der Hof große Augen und der König noch viel größere, denn er hatte die Prinzessin am Morgen in einer



Verkleidung heruntergeschickt und einen Hasen kaufen lassen. Als aber der Schneider seine Flöte spielen ließ, war er ihm wieder entlaufen. Ei, dachte deshalb der König, du mußt es schlauer anfangen, am nächsten Tag wird die gnädige Frau Königin selber als Bäuerin gehen und einen Hasen handeln.

Wie er es gedacht, also ließ er den Plan ausführen, und wenn sich die gnädige Frau Königin auch dawiderstellte, sie tat letzten Endes doch, was der König wünschte. Um so erstaunter war der Hof, daß der muntere Schneidergeselle am Abend seine hundert Hasen wieder beisammen hatte. Es war beim zweitenmal nicht anders gewesen; der von der Königin erstandene Hase war zurückgelaufen, als er die Flöte hörte.

Also mußte der König die letzte List versuchen und selbst zur Handlung schreiten. Er legte die Lumpen eines Bettlers an, krächzte und keifte und humpelte, als wenn das „Zipperlein“ ihn wahrhaftig gepackt habe. Ein Hasenfell soll Wunder tun! So ging und bettelte er den Gesellen an und hielt darauf das gewünschte Fell bald in der Hand.

Seine Freude war groß, aber noch größer sein Erstaunen, daß unser Schneidergeselle trotzdem seine Hasen, hundert an der Zahl im Stalle hatte. Da mußte der König wohl oder übel die erste Aufgabe als gelöst ansehen.

„Nun muß Er mir einen Sack voll Geschichten erzählen“, befahl der König. Der Geselle bedachte sich nicht lange und fing an, wie zuerst die Prinzessin zu ihm gekommen und ihn zehnmal auf den Mund geküßt habe, damit sie einen Hasen von ihm erhielt. Da machten die Hofleute ein dummes Gesicht, und die Hofdamen kicherten hinter ihren Fächern. Die Prinzessin aber schämte sich sehr . . .

Er erzählte weiter und gab sein Erlebnis vom zweiten Tag zum besten. Da war es die gnädige Königin selbst gewesen, die vor dem Hasenhüter einen Kopfstand gemacht hatte, und als Belohnung hatte er ihr den Hasen geschenkt.

Der König schüttelte würdevoll den Kopf, indes die Königin rot anlief wie ein Puter und die jüngsten Hofdamen laut loslachten. Wie konnten die Königin und die Prinzessin nur so dumm sein, dachte der König. Frauen sind zu nichts nütze, sie werden in der besten Verkleidung doch erkannt.

Da horchte er auf, denn der Geselle hob abermals an. Ja, war das nicht seine eigene Geschichte? Mit Schauder dachte der König an den würdelosen Akt, da er für das Hasenfell den Esel dreimal küssen mußte . . .

„Heda, Schneidergesell“, rief er, „halt Er ein, Er hat die Aufgaben gelöst, der Sack mit Geschichten ist längst übervoll. Merkt Er es denn nicht?“ Da lächelte der Schneidergeselle und nahm die Hand der Prinzessin . . . Übers Jahr wurde Hochzeit gefeiert, und sie lebten glücklich und in Freuden . . . Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Eine Mittelelber Jungmädelführerin.



Es war einmal ein armer Schneidergesell, der hieß Stups, trug ein blaues Wams und einen blonden Schopf. Er war groß und stark . .

Wenn der „lange Karl" das gewußt hätte!

„Zum ersten Male habe ich sie am Birkenwäldchen getroffen, als ich die Kühe auf die Weide trieb", erzählte Trude ihrer Mutter. „Man konnte es ihnen gleich ansehen, daß es Stadtmädel sind, sonst wären sie nicht alle von den Rädern gestiegen, als die Kühe über den Weg kamen. Krügers Fritze hat der schwarzen Sterke ein paarmal mit der Gerte um die Hinterbeine gezogen, daß sie sich unversehens in Galopp setzte. Dann wollte sich Fritze natürlich totlachen, als die Mädel einen großen Bogen um die Schwarze machten. So ganz geheuer war ihm das aber doch nicht. Fritze ärgert sich auch, daß er nicht mit den Pimpfen auf Fahrt gehen kann, weil jetzt jeder auf dem Hof gebraucht wird. Aber mir geht es schließlich nicht besser, und Schusters Lena hatte schon ganz fest zugesagt, daß sie die Rheinlandfahrt mitmacht, und da ist ihre Mutter krank geworden, und sie muß nun auch zu Hause bleiben."

Trude plagt sich heute länger als gewöhnlich mit den Kühen, ehe sie alle im Weidegarten verschwinden. Kein Wunder, daß sie so unruhig sind. Das hat der Fritz mit seiner Gerte auf dem Gewissen, aber auch die vielen Mädel auf der Straße. Wo sie nur hinfahren mögen?

Später beim Rübenhacken muß Trude noch oft an sie denken. Wenn man sich ausmalt, was sie wohl alles unterwegs erleben mögen, vergißt man darüber, daß der Boden sehr hart ist und die Sonnenhitze über dem baumlosen Feld flimmert.

Zum Mittag kommt der lange Karl von der Wiese herüber und pflückt ein paar Säcke voll Rübenblätter für die Schweine. Trude steigt mit der Mutter zu ihm auf den Wagen. „Wieviel Reihen haben wir heute geschafft?" will er gleich wissen, aber es wird nichts Rechtes aus der Unterhaltung.

Die „Liese" ist scheinbar auch der Meinung, daß die Sonne es gut meint. Sie läßt den Kopf hängen und schleicht über den Sommerweg, als müßte sie ihre eigenen Schritte zählen, was bei vier Beinen gewiß keine Kleinigkeit ist. Nur wenn ihr die Peitsche zu nahe um die Ohren pfeift, fällt sie für ein paar Augenblicke in Trab.

An der Ecke bei Krügers Wäldchen geht ein Ruck durch das ganze Fuhrwerk. Karl nimmt die Zügel kurz und knallt so aufregend mit der Peitsche, daß „Liese" sich im ersten Schreck zu ein paar langen Galoppsätzen entschließt. „Dunnerja", zischt der Lange zwischen den Zähnen heraus und beugt sich weit vor. „Da sitzt doch wer in den Apfelbäumen und da — und dort — und überall! Und die Fahrräder im Straßengraben! Na, wartet nur, ihr!"

Jetzt erkennen auch Trude und die Mutter, was er meint. Richtig! Auf der Michelsdorfer Straße sind die Obstbäume lebendig geworden. Weiß und bunt schimmert es aus den Baumkronen, hier und da lehnt eine Leiter am Stamm, und nun sind auch schon die Körbe zu erkennen, die in Reihen zwischen den Bäumen stehen.

Unter den ersten Bäumen reißt Karl die „Liese" so kurz zurück, daß der Langbaum ächzt und die Räder sich tief in den aufgefahrenen Sand graben. Aber seine Stimme übertönt das Knirschen. Er weiß zwar selbst nicht, über wen sich sein Donnerwetter ergießt, aber das spielt im Augenblick keine Rolle. Als er zwischendurch einmal Atem schöpft, weil ihm die Puste wegbleibt vor lauter Aufregung, antwortet ihm ein mehrstimmiges helles Lachen aus der dichtbelaubten Krone, dann kommt langsam ein Fuß zum Vorschein, und nach und nach ein Bein und schließlich ein zweites.

Nachher ist der Karl nicht wenig erstaunt, als er sich von mehr als fünfzehn Mädeln umringt sieht, die sich mit aller Seelenruhe daran machen, Körbe und Eimer voll Äpfel herbeizutragen und auf seinen Wagen zu laden. „Zum Ortsbauernführer fahren Sie die bitte, und in einer halben Stunde kämen wir zum Essen."

Über Mittag läßt sich Karl noch einmal alles ausführlich von Trude erzählen. Er ist den Mädeln heute morgen auch begegnet und hat genau so wie Trude angenommen, sie wären auf Fahrt. Daß sie aus der Stadt kommen, um einen Tag lang bei der Obsternte zu helfen, ist ihm durchaus unverständlich.

„Stadtkinder wollen sich auch mal richtig am Obst sattessen, und wenn sie nebenher ein paar Pfund pflücken, dann ist das schon selbstverständlich." Aber warum sie eine ganze Woche im Dorf bleiben wollen und übermorgen, wenn die Äpfel auf der Allee geerntet sind, mit den Birnen anfangen, das will ihm freilich nicht in den Kopf.

In den ersten Tagen macht er jedesmal einen großen Bogen, wenn er eins der Mädel von Ferne kommen sieht. Er läßt sich nicht gern an seine ärgerliche Krakeelerei auf der Michelsdorfer Chaussee erinnern.

Aber als die Mädel am Sonnabend ihr Dorfsingen machen und ihn nachher zum Volkstanz holen, hat der lange Karl den Ärger schnell verschmerzt.

Er kann es sich nur nicht verkneifen, doch noch danach zu fragen, was die Mädel eigentlich eine ganze Woche lang im Dorf wollen. „Ihr hier draußen habt alle Hände voll zu tun, uns Stadtmenschen das Brot zu schaffen, aber weil auch das Obst nicht umkommen darf, nehmen wir euch das Pflücken gerne ab. Das ist auch schließlich ganz selbstverständlich, denn das Brot und das Obst gehören nicht nur dir oder mir, sondern uns allen." Ja, das ist wirklich so einfach, daß es auch der lange Karl ohne weiteres einsieht. M.



Die Kinder von Kirwang

Von Gottfried Rothacker.

Der Herr der Landstraße, die von Kirwang ins nächste Nachbardorf führte, war Herr Ulrich Stingel. Er war fast den ganzen Tag unterwegs in seinen schweren erdbraunen Stiefeln und den Krampen mit dem langen Stiel über der Schulter. Die Schlaglöcher der Straße füllte er mit Geröll und Kies.

Wenn sie auch der nächste Regenguß wieder ausschwemmte, so verdroß ihn das nicht. Er hatte mehr Geduld als das Wetter, und nach dem ersten Male machte er die Straße mit genau derselben Gleichmütigkeit eben wie nach dem fünfzigsten und hundertsten Male. Unermüdlich hackte er die Grasränder auf beiden Seiten der Straße gleich. Wie oft die Abflußzungen nach den Gräben zu auch verstopft und verschlammt waren, er putzte sie immer wieder sorgfältig aus.

Im Winter war er von früh bis abends draußen, und auch der eisigste Schneesturm konnte ihn nicht abhalten, die Straße von den Schneeverwehungen frei zu halten. Im vorigen Winter erst war er einmal nach Hause gekommen und todmüde und stöhnend in die warme Stube getreten. Den ganzen Tag über hatte ein heulender Eiswind draußen getobt, erfrorene Äste von den Bäumen gebrochen und ganze Berge von Schnee über die Straße geworfen. Stingel hatte das Menschenmöglichste getan, um die Straße frei zu halten; seine Arbeit war ein verzweifelter Kampf mit der entfesselten Natur, er wollte sich nicht unterkriegen lassen. Unter den wärmenden Kleidern wurde sein Körper vom Schweiße naß. Wenn er, um zu verschnaufen und die schmerzenden Arme ein wenig rasten zu lassen, innehielt, drang der eisige Schneehauch durch Rock und Wollhemd. Wie nasses Eis peinigte ihn die grimmige Kälte.

Am gleichen Abend befiel ihn ein hitziges Fieber. Er führte wirre Reden und erkannte Frau und Kinder nicht mehr. Der Arzt, den man rufen mußte, hatte nicht viel Hoffnung, den Mann zu retten. Aber er tat, was in seinen Kräften lag, um der schluchzenden Frau und den weinenden Kindern den Vater zu erhalten . . . Nach einigen Tagen war die ärgste Gefahr vorüber. Der Arzt begann zu hoffen, daß er Stingel retten würde.

Draußen im Hausflur standen, verscheucht und verängstigt, an die Mauer gedrückt, Stingels beide Mädchen, die zehnjährige Elsa und die zwölfjährige Herta. Sonst wußten die vor Übermut nicht, was sie alles tun sollten und was alles belachen. Jetzt aber war ihnen alles Lachen vergangen. Dann und wann wischten sie sich die mühsam verhaltenen Tränen aus den Augen.

Als der Arzt an ihnen vorbeiging und ihnen tröstend über die Haare fuhr, als er ihnen sagte, daß Gott ihnen den Vater wohl erhalten werde, da huschte ein Lächeln über ihre Gesichter. Als der Arzt nochmals wiederholte: „Na, wenn ich's euch sage, dann könnt ihr's glauben. Vater wird wieder gesund werden", da wich die fürchterliche Angst von ihnen. Herta küßte in kindlicher Dankbarkeit dem Arzt die Hand und flüsterte: „Vergelt's Ihnen Gott!"

Als die beiden dann zaghaft und mit klopfendem Herzen die Stubentür öffneten, saß Vater Stingel aufrecht im Bett. Mit großen, erwachenden Augen sah er auf seine Kinder. Er sagte nichts, nicht ein Wort, aber Mutter und Kinder bemerkten, wie er die Lippen bewegte und dann in tiefer Bewegung schloß.

Als seine Frau zu ihm trat, um ihn zu stützen, weil sie meinte, ein Schwächeanfall überwältigte ihn, da sah er sie und die Kinder wieder an und sagte: „Es wird wieder gut werden. Alles gut."

Da konnte Frau Stingel nicht länger verschweigen, was sie schon längst sagen wollte. Sie setzte sich auf den Bettrand und nahm ihres Mannes Hand in die ihren: „Daß du's weißt, Mann: Jetzt mußt du dich schonen. Du darfst nicht so lang auf der Straße bleiben, bis du umfallst. Das ist eine Sünde, Mann, du hast Frau und Kinder."

Da versank der hoffnungsvolle Schimmer in Stingels Augen, und er gab zur Antwort: „Eben weil ich dran denk', an dich und die Kinder, deswegen muß ich aushalten, solang als ich kann. Denn wenn ich's nie tu, wird man mich entlassen. Ja, wenn ich ein Tscheche wär, da wär's schon besser. So aber, weil ich ein Deutscher bin — — —."

Er hielt mitten im Satz inne und sah seiner Frau angstvoll ins Gesicht. Er sagte weiter: „Was fangen wir an, wenn ich die Arbeit verliere? Ich bin der letzte Deutsche weit und breit, der noch in Stellung ist. Alle andern haben sie entlassen; der war ihnen zu alt, der andere war nicht tüchtig genug, und bei den übrigen war es das und das. Man hat sie doch nur hinausgeworfen, weil es Deutsche waren und man Tschechen an ihre Stelle setzen wollte. Ich bin der letzte. Wer weiß, wie lange noch?"

Frau Stingel drückte ihren Mann auf das Kissen zurück. Mit der ganzen Liebe, deren eine abgearbeitete sorgenbeladene Mutter fähig ist, sagte sie zu ihm und legte ihre Hand auf seine heiße, feuchte Stirn: „Erst mußt du gesund werden, Ulrich. Dann sollst du über solche Dinge sprechen und dir Sorgen machen. Warum sollten sie dich um Arbeit und Brot bringen, wo doch jeder Mensch weiß, wie fleißig und unermüdlich du bist?"

Der Mann versuchte zu lächeln: „Wie gut du sprichst, Mutter! Schütz uns der Herrgott im Himmel vor dem bösen Willen der Feinde." Dann fiel er, während die Frau ihm tröstend die Haare und Wangen streichelte, in einen tiefen rettenden Schlummer.

Die beiden Mädchen Elsa und Herta standen unbeweglich da, hielten sich an den Händen gefaßt und fühlten in ihren kindlichen Seelen nichts anderes, als daß ihr Vater wieder gesund werden würde.

Als dieser eingeschlafen war, schlichen sie sich auf einen Wink der Mutter leise wie Kätzchen hinaus, setzten sich auf die hölzerne Schwelle vor der Haustür und sahen glücklich dem jungen tolpatschigen Waldl zu. Der wälzte sich knurrend im Schnee und biß in komischem Zorn in das unbekannte weiße Etwas, das dauernd vom Himmel fiel. Da sprangen die Kinder auf, nahmen den unbeholfenen Hund und setzten ihn lachend mitten in eine zuckerweiße Schneewehe, darinnen er strampelnd und bellend versank. Endlich hatte er sich herausgearbeitet und beutelte den Schnee aus seinen Haaren, daß die langen Ohren um sein Köpfchen klatschten. Scheltend und empört bellte er die lachenden Mädchen an, aber man sah an seinen vergnügten Augen deutlich, wie sehr ihm der Spaß in der merkwürdigen weißen Wolle gefiel, die er noch nie gesehen hatte.

Als die Mutter rief, war alle Trauer aus den Augen der Kinder verschwunden, und die blonden, zerzausten Haare standen wie lustige Fähnchen neben den roten Backen. Herta faßte ihre Mutter beim Rock und fragte: „Jetzt wird Vaterla wieder gesund, gelt?" Froh gab die Mutter zur Antwort: „Ich glaub', ja." — — —



Seit diesem Tage waren mehrere Monate vergangen. Längst tat Vater Stingel wieder seinen Dienst, stampfte bei Sonne und Regen die Straße, seine Straße entlang, und hielt sie sauber, als wäre sie seine gute Stube.

Im harten Winter waren viele von den Kirschbäumen bis ins Mark erfroren. Sie waren sein Stolz gewesen. An allen Straßen weitum gab es keine so prächtigen Kirschbäume wie an seiner. Nun starrte mehr als die Hälfte davon kahl und trostlos in den Himmel. Das betrübte den Mann, als wären es seine eigenen Bäume. Nachdem er diesen Wetterschaden seinen Vorgesetzten gemeldet hatte, suchte er einige Leute im Dorf zusammen und machte sich mit ihnen daran, die erstorbenen Bäume zu fällen und die Wurzelstöcke auszugraben. Die andern Bäume aber blühten wie nur je, und ein herrlicher Frühling und ein sommerlicher Mai brachte es mit sich, daß alle Bäume bald in strahlendem Grün und leuchtendem Rot prangten. Viel früher als in anderen Jahren stand die Kirschenernte bevor.

Eines Tages kam ein Herr des Straßenausschusses heraus, um die Bäume für das heurige Jahr zu verpachten. Von weit und breit kamen die Händler und die Bewohner aus den nahegelegenen Dörfern. Denn es war seit Jahrzehnten der Brauch, daß jeder sich einen oder mehrere Bäume ersteigerte. Die Kirschen wurden dann in der Sonne getrocknet, denn im Winter liebte alt und jung gebackene Kirschen ebenso wie gebackene Pflaumen und Birnen. Was für herrliche Gerichte ließen sich aus diesem Backobst bereiten!

Die Pachtversteigerung war in früheren Jahren immer ein kleines Volksfest gewesen. Fast jeder hatte sich ein, zwei Bäume im vorhinein ausgesucht. Ohne viel Streit und Geschrei erhielt auch fast jeder seine Bäume zugewiesen. Die Leute machten dann ein bestimmtes Zeichen an den Baum; der eine band ein paar Strohhalme darum, der andere steckte ein kleines hölzernes Kreuz in die Rinde. Kurz, es hatte jeder sein Zeichen. Es kam fast nie vor, daß jemand um seine Kirschen bestohlen wurde, es sei denn, daß ein Landstreicher nächtlicherweise seinen hungrigen Ranzen damit füllte.

Heuer ging es bei der Versteigerung ganz anders zu, und es gab bald zu Anfang eine Menge enttäuschter Gesichter. Als der oder jener seinen Wunsch oder sein vermeintliches Anrecht auf den oder jenen Baum, den er schon viele Jahre hintereinander gepachtet hatte, dem Mann der Behörde kundtat, da hörte dieser gar nicht darauf. Er sah die Leute nur unwillig an und machte ein verdrießliches Gesicht. Er sagte nur: Wer etwas von ihm wolle, müsse tschechisch reden; er habe keine Lust, sich mit der deutschen Sprache herumzuärgern.

Als manche von den Deutschen eine unwillige Bemerkung machten, weil sie dieses neue Vorgehen aufbrachte, da wandte der Mann ihnen kurzerhand den Rücken. Er sagte auf tschechisch, daß die Bäume nicht einzeln, sondern zu hundert Stück verpachtet würden. Wer mitsteigern wolle, soll ein Angebot machen. Da meldeten sich die Händler zu Wort, die auf einmal tschechisch sprachen, obwohl sie vorher deutsch gesprochen hatten, so daß man sie für Deutsche hielt. Man hörte nur wenige Worte, ein paar Zahlen, dreihundert, vierhundert, fünfzig, keiner mehr, Schluß. Sonst nichts.

Ehe die Deutschen sich noch mit der plötzlichen und unerwarteten Neuordnung des Verpachtungsvorganges abgefunden hatten, ehe sie sich noch besprechen konnten, war alles vorüber, und fremde tschechische Händler waren für einen Pappenstiel Herren der Straße. Manch einer machte seinem Unmut Luft, und Rufe und Verwünschungen klangen auf. Der tschechische Beamte aber lachte nur. Mochten sie schimpfen, diese Deutschen!

Stingel hatte das alles schweigend angehört. Er sah die rasche Oberflächlichkeit, mit der hier ein Mensch Recht und Unrecht durcheinanderspielte. Er dachte daran, daß ihm bisher alljährlich die ersten drei Kirschbäume am Dorfrand gegen eine geringe Pacht zugesprochen worden waren. Das gehörte eigentlich zu seiner Entlohnung, wie ihm auch der Straßengraben vom Dorf bis zum ersten Meilenstein zustand. Das üppige Gras war ihm die wichtigste Nahrungsquelle für die

Kuh, die er im Stalle stehen hatte. Heute waren die Bäume vergeben worden, und er stand mit leeren Händen da.

Er mußte das dem tschechischen Beamten sagen; vielleicht wußte der nichts davon. Er war ja heute das erstemal da heraußen. Er wollte auf den Mann zutreten und zu reden anfangen, da winkte der ihm zu. Sie gingen alle zusammen in die nahegelegene Wirtsstube, um die Verträge in Ordnung zu bringen. Als sie die Häuser entlang schritten, standen da und dort Leute und sahen mit bösen Augen den Vorbeigehenden nach. Manch einer rief auch etwas herüber.

Den tschechischen Beamten aber focht das gar nicht an. Mit hoch erhobenem Haupte und einem vergnügten Lächeln auf den Lippen ging er weiter. In der Wirtsstube war der tschechische Beamte leutselig zu den neuen Pächtern. Dann und wann trank man ein Glas Schnaps miteinander, schnalzte behaglich mit den Lippen und schüttelte sich die Hände. Die wenigen Vertragspapiere waren bald unterzeichnet.

Jetzt wagte es Stingel, auf den Beamten zuzutreten und er begann, etwas unbeholfen, wie immer, wenn er mit fremden Menschen reden sollte. Dazu sah ihn jener mit stechenden, bohrenden Blicken an, was ihn vollends verwirrte. Er sagte: „Sie entschuldigen Herr, wenn ich da etwas frage. Es war in den vergangenen Jahren so, daß ich von den Bäumen an der Straße drei zu pachten bekam. Die ersten drei an der linken Seite, wenn man aus dem Dorf kommt."

Jetzt soll er mir Bescheid geben, dachte Stingel. Wenn er ein ordentlicher Mensch ist, wird er sagen: Das hab' ich nicht gewußt, Stingel. Das hätten Sie gleich sagen sollen. Natürlich bekommen Sie Ihre drei Bäume wieder! Aber der Beamte sagte nur, als hätte er nicht ganz verstanden: „Na, und?" Stingel hörte die Ungeduld in der unwilligen Frage. Er legte die Hände auf den Rücken und umklammerte die Mütze: „Kann ich die Bäume heuer nicht auch bekommen? Die Frage ist gestattet, Herr? Oder nicht?" Da lächelte der Beamte wie einer, der Häuser verschenkt: „Sie sollen die Bäume haben, Stingel. Freilich sollen Sie die Bäume haben." Und schon wandte er sich an den in Betracht kommenden Pächter, um die Bäume aus der Verpachtung herauszunehmen.

Stingel war sehr froh. Das war ein Mensch, mit dem man reden konnte, ein ganz umgänglicher Mensch. Ein Tscheche, ja. Aber er hatte ein Herz wie die Deutschen. Schon hatte der Beamte die Sache mit dem Pächter ins Reine gebracht. Stingel hatte seine Bäume wieder. Er wollte ein Wort des Dankes sagen. Aber jener kam ihm zuvor. „Schon gut, Stingel. Das geht in Ordnung. Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, wir wissen das. Weiter so brav bleiben, das ist gut für Sie. Kommen Sie in zwei Wochen zu uns. Es ist manches zu besprechen, Schotter- und Sandlieferungen für die Straße. Auf Wiedersehen, Stingel."

Stingel ging hinaus. Nicht einen Augenblick machte ihn der anbefohlene Gang zum Straßenbauamt stutzig. Den mußte er mehrmals im Jahre machen, natürlich. Er wußte ja nicht, daß es diesmal ein besonderer Gang sein würde, ein Gang, von dem er als ein anderer Mensch zurückkehren würde.

Zwei Wochen vergingen. Es war jener Tag, an dem für seine beiden Kinder der letzte Schultag des Schuljahres war. Im gleichen Augenblick, als Elsa und Herta sich auf den Gang zur Schule machten, setzte er sich auf sein Rad und fuhr in die Stadt. Hier wurde er an einen andern Beamten gewiesen. Scheu und ehrwürdig betrat er den Raum, an dem ein Mann hinter dem Schreibtisch saß wie ein Fürst, der Bittsteller empfängt. Stingel grüßte und trat näher.

Der Mann hinter dem Schreibtisch hatte ein strenges Gesicht und eine blitzende, goldgeränderte Brille vor seinen Augen. Er sagte knapp und scharf: „Sie sind?" Stingel gab zur Antwort: „Ulrich Stingel, Straßenabschnitt c 2, Bezirksstraße erster Klasse zwischen Kirwang und Grabersdorf."

Der Beamte sprach, nachdem er einen Zettel aufgenommen hatte: „Hier sind die Aufstellungen über die fälligen Materiallieferungen. Sie wissen, wie Sie damit umzugehen haben?" — „Jawohl." — „Das ist gut, denn ich habe wenig Zeit. Ich muß Ihnen außerdienstlich noch etwas sagen. Sie wissen, daß im Herbst in Ihrem Dorf eine tschechische Schule eröffnet wird?"

„Nein, davon weiß ich nichts." — „Na gut. Dann hören Sie's eben jetzt. Wir wünschen, daß die Kinder unserer Arbeiter die tschechische Schule besuchen. Wie ich aus den Akten entnehme, haben Sie zwei Kinder. Sie wissen also, was Sie zu tun haben."

Stingel hatte das Gefühl, als hätte ihn jemand vor die Brust gestoßen. Seine Kinder in die tschechische Schule schicken, seine deutschen Kinder? Er stammelte fassungslos: „Ich muß meine Kinder in die tschechische Schule schicken?"

Der Beamte stand auf und sagte ruhig, indem er gelangweilt zum Fenster hinausblickte: „Müssen? habe ich gesagt „müssen?" Wer kann Sie zwingen? Nein, Sie können tun, was Sie



wollen. Aber wir legen Wert darauf, daß die Kinder jener Leute, die unser Brot essen, in einem Sinn erzogen werden, der uns zusagt. Wir bieten Ihnen die Möglichkeit dazu. Was wollen Sie noch? Die Entscheidung überlassen wir Ihnen. Sie können gehen, Herr Stingel. Ich habe noch zu tun."

Stingel ging hinaus. Er vergaß draußen, seine Mütze aufzusetzen. Er war ganz verwirrt. So plötzlich und unerwartet war ihm das geschehen. Seine Kinder? Was wollte man mit seinen Kindern, die kein Wort Tschechisch sprachen und verstanden? Ja, du lieber Gott, was sollte denn das heißen? Ganz in Gedanken verloren setzte er sich auf sein Rad und fuhr nach Hause.

Welcher Teufel war in die Herren gefahren, fragte er sich, daß sie über seine Kinder bestimmen wollten. Nicht zwingen könnte man ihn, sagte der Herr, nicht zwingen? Und wenn er die Kinder nicht in die tschechische Schule schickte, was geschah dann? Hat das der Tscheche nicht gesagt? Freilich hatte er es gesagt, und es war nicht mißzuverstehen. Dann würde man ihn einfach um Arbeit und Brot bringen. Was dann?

Dann würden seine Kinder in die deutsche Schule gehen und hungern. Und das, was er seit Jahren fürchtete und was ihm alle Lebensfreude nahm, wäre dann eingetreten. Gibt es denn keinen Ausweg?

Als Stingel nach Hause kam und in die Stube trat, sah seine Frau auf den ersten Blick, daß ihrem Mann etwas widerfahren war. Sie erschrak bis ins Herz hinein. Was war nur geschehen? Sie fragte ihren Mann, zwei- und dreimal. Aber er gab noch keine Antwort. „So rede doch, Mann, rede doch!"

Stingel aber begann zu lachen, und sein Lachen klang wie ein Stöhnen. Die Worte brachen aus seiner Brust wie verzweifelter Hohn: „Nein, sie zwingen mich nicht. Ich kann tun, was ich will. Ich kann unsere Kinder in die tschechische Schule schicken, und alles bleibt wie's ist. Oder ich kann sie in die deutsche Schule schicken, und ich werde gnädigst entlassen. Die Wahl hat man mir überlassen, mir ganz allein."

Die Frau griff mit den Händen an das schmerzende Herz. Sie war blaß im Gesicht wie die Wand. Sie sagte in schrecklicher Ergebenheit: „Nun ist es soweit gekommen, und unser Hoffen war vergebens." Der Mann aber rief: „Ich kann tun, was ich will. O Herr im Himmel, welche menschliche Gnade!"

(Fortsetzung folgt)

Blick in die Welt

Zur außenpolitischen Lage

Abgeschlossen am 29. Juli 1938

In der Juli-Ausgabe des „Deutschen Mädels" ist unter „Empire in Schwierigkeiten" die Situation in Spanien und Palästina dargelegt worden. Diesmal wollen wir uns den Endpunkt der englischen Seestraße durchs Mittelmeer — Suez — und das dazugehörige Hinterland Ägypten etwas näher ansehen.

Ägypten

Auch hier hat es England verstanden, diesen äußerst wesentlichen Posten fest in seine Hand zu bekommen, als durch den Bau des Suezkanals (1853 bis 1869) der Schiffahrtsweg durchs Mittel- und Rote Meer der wichtigste Lebensnerv des Empires zu seinen Besitzungen rund um den Indischen Ozean und besonders zu seiner reichsten Kolonie, Indien, geworden war.

England hatte zunächst alles versucht, um den Bau des Kanals zu hintertreiben. Es wünschte nicht wegen einer Reiseverkürzung nach Indien, wenn sie auch 8000 Kilometer ausmachte, unnötig große politische Verwicklungen heraufzubeschwören; denn den bisherigen Weg ums Kap hatte es sicher in seinem Besitz. Als jedoch der Bau des Kanals fest beschlossen war, setzte England sein ganzes politisches Gewicht ein, um den neuen Gegebenheiten Rechnung zu tragen. Es besetzte zwei Jahre vor Baubeginn die Insel Perim am Ausgang des Roten Meeres und bekam dadurch praktisch auch den Endausgang des Kanals in seine Hand. In den folgenden Jahren hatte es verstanden, trotz des Widerstandes der anderen Mächte, besonders Frankreichs, seinen Einfluß immer weiter auszubauen, so daß es bei Ausbruch des Weltkrieges durch die bloße Erklärung des Protektorats über Ägypten auch die formale Herrschaft über ein Gebiet bekam, das es in Wirklichkeit schon längst beherrschte.

Die erste englische Einflußnahme

Wie schon oft, so hat auch hier die Entscheidung eines Mannes das Schicksal eines ganzen Landes in weitem Maße bestimmt. Lord Beaconsfield, der damalige Leiter der englischen Politik, nutzte die ständige Geldverlegenheit des Khediven Ismail aus und erwarb die Mehrheit der Suezkanal-Aktien für 4 000 000 Pfund. Als England erst einmal neben noch anderen Anleihen so stark finanziell an Ägypten interessiert war, nutzte es bald darauf den Staatsbankrott und die folgenden fellachischen Unruhen dahin aus, daß es Ägypten schließlich vollkommen militärisch, wirtschaftlich und verwaltungsmäßig in seine Hand bekam.

Gibt England Ägypten auf?

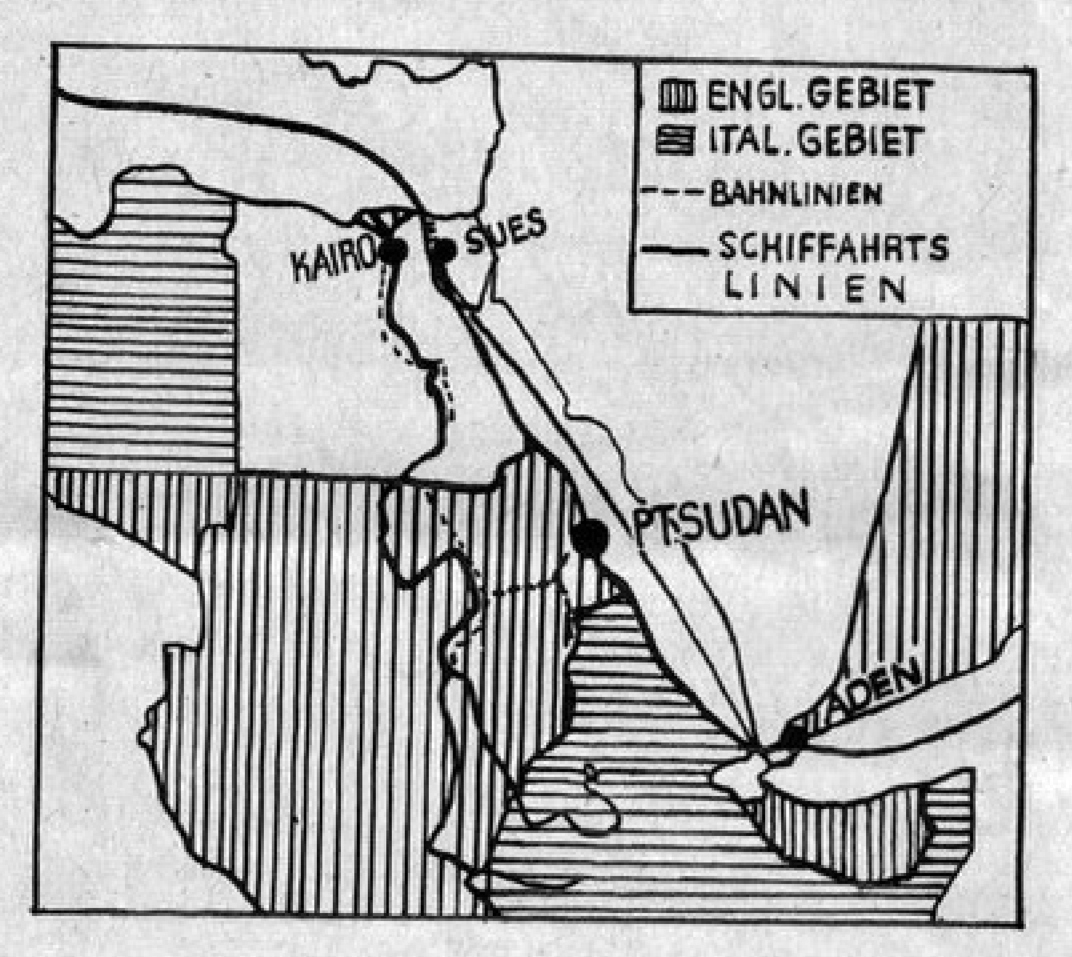
In den letzten Jahren sind nun dauernd Meldungen über ägyptische Unabhängigkeitsbestrebungen, englische Gegenmaßnahmen und schließlich englisches Entgegenkommen, einen englisch-ägyptischen Vertrag und eine neue ägyptische Verfassung durch die gesamte Weltpresse gegangen.

Hat hier England seine Vormachtstellung aufgegeben? Zunächst schien es so, als ob England wirklich einen Schritt zurückgegangen wäre und Ägypten auf Grund des Volksdrucks eine größere Freiheit und Selbständigkeit gewährt hätte. Beim näheren Hinsehen bemerkt man allerdings, daß England wohl in der Öffentlichkeit etwas zurückgetreten ist, daß es jedoch seine Stellung trotz des scheinbaren Entgegenkommens im englisch-ägyptischen Vertrag und in der neuen ägyptischen Verfassung nur noch stärker ausgebaut hat. Eine der wichtigsten Bestimmungen des englisch-ägyptischen Vertrages besagt, daß die in der Suezkanalzone stationierte englische Flugwaffe berechtigt ist, ägyptisches Gebiet zu überfliegen, und daß darüber hinaus Ägypten verpflichtet ist, die nach englischen strategischen Gesichtspunkten angelegten Flugplätze und Autostraßen zu unterhalten. Bei der Bedeutung, die die Flugwaffe heute in einem Gebiet ohne Flugabwehr hat, geht daraus schon die unbedingte militärische Beherrschung des Nillandes durch England hervor.

Eine zweite Bestimmung besagt, daß der Aufbau der ägyptischen Armee unter Anleitung und Aufsicht britischer Offiziere vorgenommen werden soll. England hat sich damit, wenigstens für die nächste Zeit, auch in der Führung der ägyptischen Armee eine Position geschaffen, die einen Einsatz dieser Armee gegen England unmöglich macht.

Englischer Wirtschaftseinfluß

Nicht nur auf militärischem Gebiet ist Ägypten abhängig; noch wirksamer ist der Einfluß, den England wirtschaftlich auf Ägypten ausübt und mit dem es im Konfliktsfalle die ägyptische Wirtschaft erdrosseln könnte. Das große Ägypten hat nur eine ganz geringe, allerdings sehr fruchtbare Ackerfläche



im Überschwemmungsgebiet des Nils. Das war früher die durchaus ausreichende Ernährungsgrundlage der sehr zahlreichen ägyptischen Bevölkerung. Heute wohnen 15 Einwohner auf dem Quadratkilometer der gesamten ägyptischen Bodenfläche. Wenn man berücksichtigt, daß von dieser Fläche nur etwa 3½ v. H. (die Nilniederung) besiedelt sind, erhöht sich diese Zahl auf etwa 440 je Quadratkilometer des Kulturlandes, eine Zahl, die nur in sehr wenigen Gebieten der Erde erreicht wird. England hat es in der Zeit seiner Herrschaft verstanden, die gesunde Ernährungsgrundlage Ägyptens zu zerstören und es zum Baumwoll-Exportland zu machen. Ägypten ist daher heute in seiner Ernährungswirtschaft vollkommen auf die Einfuhr, vor allem aus englischem Gebiet, angewiesen. Andere Zufuhrmöglichkeiten als durch das Mittelmeer gibt es für Ägypten nicht, und diese hat Englands See- und Luftflotte fest in der Hand.

Ägypten und der Sudan

Das dritte große Druckmittel neben militärischen und wirtschaftlichen besitzt England im Sudan. Ägypten und der Sudan sind früher eine Einheit gewesen, die sich sehr gut ergänzt haben. Heute hat England diese wirtschaftliche Ergänzung stark unterbrochen. Es hat einen großen Teil der Ausfuhr des Sudans, der früher nach Ägypten ging, durch den Ausbau des Hafens Port Sudan am Roten Meer und der Bahnlinien dorthin ganz in seine Hand gebracht. Den weitaus stärksten Druck kann es allerdings im Sudan durch

die Regulierung des Nilwassers auf Ägypten ausüben. Die so oft als Schreckensgespenst für Ägypten aber auch für den Sudan erwähnte Ablenkung des Nils ist zwar praktisch nicht möglich, doch können durch die Wasserwirtschaft des Sudans und die Wassermengen, die man Ägypten zukommen läßt, seine Ernteerträge in Frage gestellt oder doch sehr verringert werden. So sind die großen Stauwerke am oberen Nil in Englands Hand mit der dadurch gegebenen Kontrolle über das Nilwasser für England das Mittel, mit dem es Ägypten seinen Wünschen immer gefügiger machen kann.

Die inneren ägyptischen Widerstände und Schwierigkeiten sind also für England nicht von großer Bedeutung. Der Einfluß, den Italien sich in diesem Gebiet durch die Eroberung Abessiniens verschafft hat, war dagegen für England schon unangenehmer.

Im englisch-italienischen Ausgleichsvertrag ist daher England Italien weitgehend entgegengekommen, um so eine Gegnerschaft Italiens auszuschalten, die ihm im Augenblick politisch und militärisch sehr unangenehm gewesen wäre. Auf der anderen Seite hat es jedoch seinen Weg nach Indien auch in diesem Vertrag wieder stärker gesichert, indem von England und Italien gemeinsam die Einflußnahme anderer Staaten in der arabischen Welt abgelehnt wird. Seine eigene politische Stellung hat es durch die Unterwerfung der Gebiete von Hadramaut und Oman in stärkster Weise ausgebaut.

England hat es also verstanden, die anfänglichen Schwierigkeiten in Ägypten dahingehend auszunutzen, daß seine Position in diesem Lande heute stärker ist als je.

Zur außendeutschen Lage

Zur Lage in der Tschecho-Slowakei

Jahrelang hatte die tschechische Regierung geglaubt, rücksichtslos ihren Willen den Volksgruppen im tschecho-slowakischen Staat unter Bruch heiliger Versprechungen aufzuzwingen. Jetzt steht sie infolgedessen im zwanzigsten Jahre des Bestehens dieses Nationalitätenstaates seit Monaten der offenen Widerstandsbewegung der bisher entrechteten und unterdrückten Volksgruppen gegenüber. Mit leeren Versprechungen hatte die Regierung versucht, diese Volksgruppen unter Mißbrauch des parlamentarischen Parteisystems abzuspeisen. Im Frühjahr 1938 stand sie vor dem offenen Bankrott dieses Systems und mußte sich zu Verhandlungen mit den Volksgruppen und zu Zugeständnissen bereit erklären.

Sie versprach, durch ein Nationalitätenstatut die berechtigten Wünsche der Volksgruppen zu erfüllen. Unter dieser Voraussetzung ließen England und Frankreich der Tschecho-Slowakei in diesem Frühjahr ihren außenpolitischen Schutz angedeihen.

Bisher hat die tschechische Regierung ihre Zusagen in keiner Weise eingehalten. Es ist noch nicht einmal zu ernsthaften Verhandlungen zwischen der Regierung und den Volksgruppen gekommen, aber trotzdem spricht die Regierungspresse von der „Schlußphase" der Verhandlungen. Die Regierung beabsichtigt offenbar, ihr Nationalitätenstatut einfach durch ihre parlamentarische Mehrheit im Parlament zu verabschieden und damit den Betrug an den Volksgruppen parlamentarisch abzuschließen.

Um das Abrollen dieses Manövers zu sichern, muß vor allem das Ausland, d. h. besonders England, über die wirklichen Verhältnisse und Umstände getäuscht werden; von vornherein muß man die „Schuld" den anderen, den Volksgruppen, in erster Linie den Sudetendeutschen, zuschieben.

So hatte man in der tschechischen Presse schon immer behauptet, die Sudetendeutschen wollten gar nicht verhandeln, sie wollten nur diktieren. Solchen Behauptungen setzte Konrad Henlein, als der Führer der Sudetendeutschen, sein „Karlsbader Programm" entgegen; auch zu den von Ministerpräsident Hodza nach dem 21. Mai veranstalteten Besprechungen fanden sich Vertreter der „Sudetendeutschen

Partei" ein. Als sie aber feststellen mußten, daß die Regierung ihr Verhandlungsprogramm, das Nationalitätenstatut, noch nicht fertig hatte, da legten sie selbst Anfang Juni ihr eigenes Programm vor, das die acht Forderungen Henleins aus Karlsbad im einzelnen näher bestimmte und ausführte.

Das geschah in einem der tschechischen Regierung am 7. Juni überreichten sudetendeutschen Memorandum, das von der Regierung als Verhandlungsgrundlage anerkannt wurde und über das die sudetendeutschen Vertreter, dem Wunsch der Regierung entsprechend, Vertraulichkeit bewahrten. Da durch Indiskretion Teile daraus bekannt wurden, die aber keinerlei Gesamturteil ermöglichten, und die tschechische Presse das sudetendeutsche Memorandum als phantastisch und undurchführbar verurteilte, wurde es am 19. Juli von der Sudetendeutschen Partei in seiner vollen Gestalt der Öffentlichkeit unterbreitet.

Dieses Memorandum der Sudetendeutschen Partei mit seinen vierzehn Punkten ist ein gründlich durchgearbeitetes staatspolitisches Dokument, das durch seine Mäßigung widerlegt, Henlein und seine Bewegung forderten Unmögliches.

In erster Linie dient es dem Nachweis, daß sich die Autonomie der Volksgruppen im Rahmen des tschecho-slowakischen Staates verwirklichen läßt. Dieser Staat soll so umgebaut werden, daß er zu einem echten Nationalitätenstaat wird. Das Staatsgebiet soll so untergeteilt werden, daß einheitliche tschechische, deutsche, slowakische usw. Volksgebiete entstehen, die volle Selbstverwaltung erhalten.

Die Volksgruppen sollen innerhalb des Staates Rechtspersönlichkeiten werden, die ihre Grundrechte durch ihre eigenen Organe wahrnehmen und schützen. Zugleich soll die Einheitlichkeit des Gesamtstaates verbürgt bleiben: durch das gemeinsame Staatsoberhaupt, das gemeinsame Parlament, die einheitliche Vertretung gegenüber dem Ausland, die einheitliche Armee, eine gesamtstaatliche Regierung und eine durchgehende, gemeinsame politische Verwaltung. Innerhalb dieses Rahmens des Gesamtstaates ist dann die national gegliederte Selbstverwaltung aufzubauen. So sollen z. B. die Aufgaben des Schulministeriums, des Ministeriums für soziale Fürsorge und des Gesundheitsministeriums auf die Selbstverwaltungskörperschaften übergehen. Ausgangspunkt für diese Regelung nationaler Selbstverwaltung darf aber nicht der durch zwanzigjährige Tschechisierung verschobene Siedlungsstand von 1938 sein, sondern der Stand von 1918. Als Ganzes stellt dieses Memorandum einen großzügigen Staatsumbau-Entwurf dar, der sowohl den Lebensbedürfnissen des Gesamtstaates wie denen der Volksgruppen gerecht werden soll.

Das sudetendeutsche Memorandum vertritt die wahre Demokratie, während der tschechische Versuch, die Nationalitäten durch Parlamentsmanöver zu überrumpeln, und ihnen durch knappe Mehrheiten ein Statut rein tschechischer Prägung aufzuzwingen, ein Gewaltakt gegen jedes Gebot gesunden Menschenverstandes wäre.

STREIFLICHTER

Madame Suzanne mobilisiert

„Wo sich Frauen zusammenfinden, um aus eigenem Entschluß und in selbstloser Weise die Kinder der Armen, Familien oder überhaupt sogar Hilfsbedürftige zu betreuen", so lesen wir in der Zeitung des Reichsarbeitsdienstes „Der Arbeitsmann, „dürfen sie zumeist des Beifalls der Öffentlichkeit ge-

wiß sein, und natürlich gilt dies lediglich für Länder und Völker, wo die zuständigen Stellen des Staates versagen oder diese Pflichten der privaten Wohltätigkeit überlassen".

Mitunter haben derartige Bestrebungen einen peinlichen Beigeschmack: z. B. wenn sich Damen der Gesellschaft zu einer Modeveranstaltung treffen, um nachdem sie einige hundert Mark für ihre Roben ausgegeben haben, ein paar Mark „für die Armen" zu sammeln.

Jedes Volk hat es wohl im Gefühl, ob es sich bei solchen Bemühungen um ein wirkliches Hilfswerk oder um Eitelkeit und gesellschaftlichen Geltungsdrang reklamesüchtiger Almosenausteilerinnen handelt. Wir Deutsche haben auch auf diesem Gebiet eine dem Geist unserer Volksgemeinschaft würdige Methode entwickelt, die alle erfaßt, wirklich hilft und bei den zu Betreuenden niemals das Gefühl von Almosenempfang aufkommen läßt.

Darum sind auch nationalsozialistische Einrichtungen, wie Winterhilfswerk und NSV., nicht nachahmbar. Trotzdem werden sie wie auch andere Organisationen unseres deutschen Lebens fälschlicherweise vom Ausland mit eigenen Bestrebungen verglichen, wie es erst kürzlich wieder einmal in Paris geschehen ist.

Da haben sich also einige Pariserinnen zusammengefunden, um einen privaten Frauendienst ins Leben zu rufen. Madame Suzanne Grinberg hält einen Vortrag hierzu und verkündet, die „Mobilmachung der Pariserinnen". Gewiß, es existieren bereits verschiedene Hilfswerke, aber es fehlt an Menschen, die sich wöchentlich für einen Abend oder einen Nachmittag zur Verfügung stellen.

Diese Mobilisierung der Frauen wurde durch einen — Fünfuhrtee (!) eingeleitet, und die Presse berichtete ausführlich darüber: sie beschrieb genau den Hut, die Garderobe und die Gesichtszüge von Madame Suzanne, was sie für Blumen trug und aus welch guten Familien ihre beiden Sekretärinnen stammen; schließlich wurde auch einiges aus dem Inhalt des Vortrages mitgeteilt.

Es besteht schon ein ähnlicher Dienst für Frauen im Hitler-Deutschland, meinte Madame Suzanne; dort sind die jungen

Mädchen in Gruppen zu vierzig in „camps de concentration“ kaserniert. „Und dieser Mädchendienst hat viel beigetragen zur Wiederaufrichtung des guten Geistes der germanischen Rasse. Aber er ist pflichtmäßig wie alles in Deutschland. Doch wir Franzosen lehnen den Zwang ab.“

Unsere „kasernierten“ Arbeitsmaiden, die derartige Bemerkungen mit einem stillvergnügten Lächeln quittieren, werden nun sicher gern wissen wollen, wie Madame Suzanne ihre friedliche Mobilmachung der französischen Frauen vorzunehmen gedenkt. Nichts einfacher als dies: sie ruft die Ordensinhaberinnen des roten Bandes der Ehrenlegion. „Ehre verpflichtet!“ lautet der Schlachtruf. Und wozu? Nun, einmal in der Woche im eigenen Renault vorzufahren und einige Besuche zu machen. Natürlich ganz zwanglos nach der Rangordnung. Vor allem zwanglos, nur keinen Zwang bitte! Denn das wäre ja — deutsch.

Vielleicht könnten sich die Trägerinnen des roten Bandes wenigstens dazu zwingen, Verwechslungen und falsche Vergleiche zu vermeiden. Wir haben ja nichts gegen ihr munteres Geplauder und ihre gesellschaftlichen Betätigungen mit sozialer Note einzuwenden. Wir bitten nur um eins: vergleicht Salontändelei und soziales Getue nicht mit dem Einsatz und der Leistung unserer Arbeitsmaiden! Eine ganze Welt trennt beides.“

UNSERE BÜCHER

Mit Baldur von Schirach auf Fahrt.

Von Kurt Werner. Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachfolger, München. 142 Seiten, geb. 2.40 RM.

Wir wiesen schon einmal nachdrücklich auf dieses Buch hin, das uns in so anschaulicher Weise ein Bild unseres Reichsjugendführers vermittelt. Kurt Werner, der den Reichsjugendführer zwei Jahre lang auf seinen Fahrten im In- und Auslande begleitete, gibt uns in knappen, charakteristischen Ausschnitten einen Einblick in Leben und Arbeit des Reichsjugendführers und zeigt damit zugleich in großen Umrissen den Aufbau und die Entwicklung der nationalsozialistischen Jugendorganisation. So wird dieses Buch nicht nur allen Mädeln und Jungmädeln durch die lebendige Darstellung viel Freude machen, sondern auch zugleich den Stolz wecken auf die große gemeinsame Arbeit für den Führer. Hilde Munske.

Nordböhmische Dorfchronik.

Erzählungen von Gustav Lerch. Verlag Adam Kraft.

Auch diese Dorfchronik ist in der „Volksdeutschen Reihe“ des sudetendeutschen Verlages Adam Kraft erschienen. Sie erzählt von den Menschen eines nordböhmischen Dorfes und von ihren Schicksalen während des Weltkrieges. Blutvoll und echt werden die Gestalten dieser Dorfbauern vor unser geistiges Auge hingestellt. Die Kunst dieser Darstellung und Menschenschilderung Lerchs schafft Bilder von zwingender Ueberzeugung und unheimlicher Suggestivgewalt. Dr. Karl Lapper.

Die größere Heimat.

Von Bruno Brehm, Adam Kraft-Verlag, Leipzig. Preis: 2.40 RM.

Aus der volkspolitischen Schulungsarbeit kennen wir von Bruno Brehm „Das war das Ende“, „Weder Kaiser noch König“ und andere Romane. In „Die größere Heimat“ stellt der Dichter in kleinen Einzelerlebnissen die starke Bindung heraus, die vom Außendeutschtum zum Reich, der Heimat aller Deutschen, besteht. Sie können für Heimabende und Lager-Lesungen empfohlen werden. Ursel Griesemann.

Von Langemarck nach Potsdam.

Der Marsch einer Jugend. Von Alfred Schütze. Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin. 91 Seiten, geb. 2.80 RM.

In knappen Strichen zeichnete Alfred Schütze den Marsch der deutschen Jugend von Langemarck nach Potsdam. Er schuf damit ein schlichtes, aber eindringliches Bekenntnis der Jungen der Kriegsgeneration zu jenen Männern, die in Zeiten der deutschen Erniedrigung ihre Pflicht taten bis zum Tode. So zeigt dieses Buch den Jüngsten der Hitler-Jugend von heute jene Verpflichtung auf, die in den Jahren des Kampfes junge deutsche Menschen zu den Fahnen Adolf Hitlers führte. Hilde Munske.

Die Aufnahmen dieses Heftes wurden zur Verfügung gestellt von: Reichsbildstelle der HJ.: Umschlag (2), S. 2 (3), S. 3 (2); Stralsunder Verkehrsverein: S. 1; Atlantic Photo: S. 3; Presse-Bild-Zentrale: S. 4, S. 5 (2), S. 6, S. 18, S. 19 (3); Presse-Illustrationen Hoffmann: S. 5 (3), S. 6, Barbara Soltmann: S. 7 (2), S. 8 (3), S. 9 (3); Senta Dinglreiter: S. 11 (2), S. 12 (3), S. 13; Bavaria-Verlag: S. 14; Gebiet Mittelelbe: S. 18, S. 22, S. 23 (6); Weltbild: S. 17. Ernst Knoth, Berlin: S. 24.

„Das Deutsche Mädel“ erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ., Berlin; Hauptschriftleiterin Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl-Heinz Möhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung G. m. b. H., Hannover M Georgstraße 33, Fernruf 5 04 41. DA. 2. Vj. 1938: 158 133; davon Ausgabe Kurmark 6895, Ausgabe Berlin 18 567, Ausgabe Pommern 4997, Ausgabe Nordsee 8682, Ausgabe Niedersachsen 8260, Ausgabe Ruhr-Niederrhein 6665, Ausgabe Mittelrhein 3779, Ausgabe Hessen-Nassau 5211, Ausgabe Kurhessen 2004, Ausgabe Mittelland 6444, Ausgabe Sachsen 13 947, Ausgabe Thüringen 4305, Ausgabe Franken 2900, Ausgabe Hochland 4060, Ausgabe Mittelelbe 4756, Ausgabe Mecklenburg 3208, Ausgabe Saarpfalz 2417. — Für Reichsausgabe Pl. 10. — Für vorstehend genannte Obergau-Ausgaben: Pl. 9.

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Verschiedenes

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt
Leipzig, Platostr. 1a
Ostern und Michaelis Jahreskurse auch für Ausländer
Lehrpl.n durch die Verwaltung

Hotel = Sekretär(in), Pens. = Leiter(in), Geschäftsführer, Büro-, Küchen- u. Saal-Angestellte u. a. werden gründl. ausgebildet im praktisch. Unterricht d. priv.
Hotel-Fachschule Pasing = München
Praxis im Hause!
Mäßige Preise! 50 % Fahrpreisermäßigung! Erfolgsurteile, Elternrefer. u. Prospekte frei durch das Direktorat

Beziehe Dich bei Anfragen auf Deine Zeitschrift!

Kaufmännische Ausbildung

Handels-Halbjahrs-Kurse
(mit Kurzschrift- und Maschineschreiben)
Gründl. Vorbereitung f. die Büropraxis
Bertholds Unterrichts - Anstalt
Leipzig C1 Salomonstr. 5. – Ruf 230 74

Kunst und Kunstgewerbe

Weimar Hochschulen. Kunst, Handwerk usw.

Staatl. Höhere Fachschule für Textilindustrie
Münchberg / Bayerische Ostmark.
Einjährige Ausbildung für Webereitechniker.
Dreijährige Ausbildung im Musterzeichnen.
Ausbildung für kunsthandwerkliches Weben. Semesterbeginn: 1. Oktober und 15. März jeden Jahres. Prospekte kostenlos durch die Direktion.

LETTE-VEREIN

BERLIN W 30 • VIKTORIA-LUISE-PLATZ 6

Im Okt. 1938 beginnen folgende Lehrgänge:

Kaufmännische Berufsfachschule: Höhere Handelsschule f. Schülerinnen mit Versetzung in die 6. Klasse (absolv. Obertertia oder Untersekunda), verkürzte Lehrgänge f. Abiturientinnen und Absolventinnen der dreijährigen Frauenschule, Lehrgang zur Ausbildung von Gutssekretärinnen und Gehilfinnen für Amts- und Gemeindeverwaltungsgeschäfte.

Hauswirtschaftliche Berufsfachschule: Haushaltungsschule, Sonderlehrgänge für Abiturientinnen, Hauswirtschaftlicher Aufbaulehrgang.

Gewerbliche Berufsfachschule: Lehrgänge für Mode und Mode-Illustration, Werbegraphik, Kunsthandarbeit, Wäscheanfertigung, Schneidern, Putz, Stickereien, Kunststopfen, Zusatzlehrgänge für Fahnen- u. Uniformstickerei.

Photographische Lehranstalt: Ausbildung für Technische Assistentinnen an medizinischen Instituten (Laboratoriums- und Röntgenassistentinnen), für Metallographie und Werkstoffprüfung, für chemische und biologische Laboratorien. Ausbildung zur Photographin.

Sonderkurse (Tages- und Abendunterricht):
Deutsche Kurzschrift, Maschinenschreiben, Buchhaltung, Rechnen, Schriftverkehr mit Handelskunde, Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Literatur und Kunstbetrachtung, Kursusgruppen mit verbilligtem Schulgeld (geschlossene Lehrgänge), später kurzfristige Wiederholungskurse nach Ableistung des Pflichtjahres; schnellfördernde Sonderkurse für fremde Sprachen.
Fremdsprachlerinnen-Heim im Hause.
Kochen und Backen, feine Küche, deutsche und ausländische Spezialgerichte, Diätkochen, Abendbrotgerichte und Resteverwertung, häusl. Säuglings-, Kinder- u. Krankenpflege, Hausarbeiten, Waschen, Plätten, Servieren.
Schneidern, Wäscheanfertigung, Handarbeit, Maschinenähen, Kunsthandarbeiten, Putz, Akt- und Kleiderzeichnen, Gestalten, Abformen und Schnittzeichnen, Werkunterricht.

Lehrgang zur Ausbildung für die eigene Häuslichkeit.

Kindergarten • Schülerinnenheim im Hause

Die „Modeblätter des Lette-Vereins" erscheinen monatlich, Modellschnitte erhältlich.

Auskunft, Anmeldung: wochentags 10–1 Uhr, außerdem Dienstags, Mittwochs und Freitags nachm. 4–5 Uhr, Dienstags abends 6–8 Uhr. Fernruf: 25 97 01. Besichtigung der Unterrichtsbetriebe: Freitags morgens ½10 Uhr.

Kranken- und Säuglingspflege

Die Schwesternschaft Marienheim vom Deutschen Roten Kreuz
nimmt jg. Mädch. mit gut. Schulbild. als
Schwesternschülerinnen
auf. Die Ausbildung erfolgt in der hauswirtschaftl. und pflegerischen Vorschule des Mutterhauses und anschließ. in der staatlich anerkannten Krankenpflegeschule. Nach dem Examen laufende Fortbildung. Später je nach Begabung Spezialausbildungen auf den verschiedensten Gebieten – Arbeitsgebiete: Universitätskliniken, Lazarette, Krankenhäuser. Anfragen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Lichtbild erbeten an Oberin v. Freyhold, Berlin NW 7, Schumannstraße 22.

Deutsches Rotes Kreuz,
Schwesternschaft Hamburg,
nimmt jederzeit Schwestern u. Schülerinnen auf. Näheres durch die Oberin, Hamburg, Schlump 84.

Deutsches Rotes Kreuz,
Schwesternschaft Clementinenhaus Hannover
nimmt jederzeit Schwestern-Schülerinnen mit guter Schul- und Allgemeinbildung, 19–30 Jahre, auf. Anfragen mit ausführl. Lebenslauf, Schulzeugnissen, Bild u. Rückporto an die Oberin.

Ausbildung von **staatlich anerkannten**
Diätassistentinnen
im **Stadtkrankenhaus zu Kassel** in Verbindung mit der Städt. Haushaltungs- und Gewerbeschule. Beginn des nächsten Lehrgangs: Oktober 1938.
Prospekte u. nähere Auskünfte durch die Schulleitung: Gießbergstraße 11.

Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft Augusta-Hospital
Breslau 10, Blücherstraße 2/4
nimmt junge Mädchen auf zur Ausbildung als Schwester vom Deutschen Roten Kreuz. Gute Schul- und Allgemeinbildung Bedingung. Praktische u. theoretische Ausbildung im Mutterhause u. staatlich anerkannten Krankenpflegeschulen. Nach bestandener Prüfung Weiterförderung in allen Zweigen der Krankenpflege. Spezialausbildung je nach Begabung. Arbeitsgebiete: Krankenanstalten, Universitätskliniken, Lazarette usw. Ausbildung kostenlos. Gut ausgebildete Schwestern, auch Hebammenschwestern, finden z. Z. noch Aufnahme. Meldungen (Rückporto) mit ausführlichem Lebenslauf und neuerem Lichtb. (Gr. 9/12) an die Frau Oberin.

Deutsches Rotes Kreuz,
Schwesternschaft Kassel,
nimmt junge Mädchen mit guter Schul- und Allgemeinbildung als Schwesternschülerinnen auf. Alter: 18–30 Jahre. Meldung mit ausführlichem Lebenslauf, Bild und Rückporto an die Oberin, Kassel, Rotes Kreuz, Hansteinstraße 29.

Deutsches Rotes Kreuz
Alice-Schwesternschaft Mainz
nimmt **Schwesternschülerinnen** zur Ausbildung in der allgemeinen Krankenpflege u. auch **ausgebildete Schwestern** auf. Bewerbungen mit Lebenslauf an die Oberin.

Mütter- u. Säuglingsheim Tenever
bei Bremen. Ausbildung als **Säuglingspflegerin und Säuglingsschwester** (Staatsex.) Beginn d. Lehrg. am 1. 4. u. 1. 10. Näh. d. d. Oberin.

Die **Frauenklinik der Krankenanstalt Bremen** sucht zum 1. Oktober 1938
Schülerinnen
nicht unter 20 Jahren, mit guter Schulbildung, zur Erlernung der Wochenpflege. Ausbildungszeit ein Jahr, mit abschließender staatlicher Prüfung. Freie Wohnung und freie Verpflegung. Ausbildung kostenlos.
Bewerbungen an die **Oberin der Krankenanstalt, Bremen, St. Jürgenstraße.**

In der **Kinderklinik Bremen** können zum 1. Oktober 1938 noch einige
Schwesternschülerinnen
eingestellt werden. Staatliche Abschlußprüfung als Säuglings- und Kinderschwester. Bewerbungen an die **Oberin der Krankenanstalt, Bremen, St. Jürgenstraße.**

Fortsetzung dieser Spalte umseitig.

Krankengymnastik und Massage

Orthopädische Universitäts-Klinik und Schulungsanstalt für Körperbehinderte (Oskar-Helene-Heim), Berlin-Dahlem. Staatl. anerk. **Massageschule.** Aufnahmealter: mind. 19½ J. Dauer: 6 Mon. Monatl. Schulgeld RM. 50.-. Abschluß: Staatl. Massageexamen. **Krankengymnastikschule.** Aufnahmealter: 18 Jahre. Obersekundareife. Dauer: 2 J. Zusammenarbeit mit and. Univ.-Kliniken. Mon. Schulgeld: RM. 65.–. Abschluß: Staatl. Massageexamen und Krankengymnastikexamen. Beginn der Kurse am 1. Oktober und 1. April.

Haushaltungsschulen - Soziale Frauenberufe

NS.-Sozialpädagogisches Seminar
des Amtes für Volkswohlfahrt, Gau Ostpreußen
Königsberg (Pr.) u. Allenstein (Ostpr.).
Neue **Lehrgänge** zur Berufsausbildung:
in Königsberg:

Volkspflegerinnen	Oktober 1938
Kindergärt. u. Hortnerinnen	Ostern 1939
Jugendleiterinnen	Ostern 1939

in Allenstein

Kinderpflegerinnen	Oktober 1938
Kindergärt. u. Hortnerinnen	Ostern 1939

Schülerinnenheime sind angeschlossen. Auskunft erteilt das Sekretariat in Königsberg (Pr.), Ratslinden 32/36.

Lindau (Bodensee)
Evang. Maria-Marthastift
staatlich anerkannte Haushaltungsschule
u. Landfrauenschule Lehrgut Priel
Ausbildung: Hausfrauenberuf, städtisch und ländlich / Städtische Haushaltpflegerin.
Vorbildungsjahr für alle pflegerischen u. pädagogischen Berufe / Hauswirtschaftskurse für Bräute und Abiturientinnen.
Sonderausbildung: in Gartenbau und Geflügelzucht.
Prospekte u. Auskunft d. d. Leitung; nächster Schulbeginn 12 September.

Konstanz / Bodensee und Rhein.
Haushaltungsschule „Haus Hiller", vorm. Schwert. Grdl. hausw. Ausb, Näh., Hdarb. all. Art. Maschineschrb., Stenogr., Sport u. Ges. Herrl. Heim i. schön. Lage. Nähe See u. Wald. Prosp. Berufsschulers. Ltg. Fr. Gertrud Hiller, Eichhornstr. 23. Tel. 590.

Die Reifensteiner Landfrauenschulen
Bad Weilbach bei Flörsheim
(Wiesbaden)
Beinrode bei Leinefelde
(Thüringen)
Maidhof in Gnadenfrei
(Eulengebirge)
nehmen zum Herbst noch Schülerinnen auf. Gründliche Ausbildung in allen Zweigen der ländlichen und städtischen Hauswirtschaft. Ferner Vorbzw. Ausbildung zu den aussichtsreichen Berufen der Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde, der staatlich anerkannten ländlichen Haushaltpflegerin, der Arbeitsdienstführerin und der geprüften Wirtschafterin.
Reifensteiner Verband,
Berlin W 9, Köthener Straße 34.

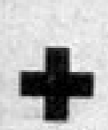
Fortsetzung dieser Spalte umseitig

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Kranken- und Säuglingspflege

Schwesternheimathaus Stralsund

bildet in Krankenpflegeschulen, Universitätskliniken Greifswald, Kreiskrankenhaus Bergen und Knappschaftskrankenhaus Staßfurt-Leopoldshall evang. junge Mädchen, 18—30 Jahre alt, in Krankenpflege aus. Freie Station, Taschengeld. Nähere Auskunft durch das Schwesternheimathaus Stralsund.



Das Mutterhaus vom Deutschen Roten Kreuz
Märkisches Haus für Krankenpflege
(im Augusta-Hospital, **Berlin NW 40, Scharnhorststraße 3**)
bildet junge Mädchen mit guter Schulbildung aus zur

Schwester vom Deutschen Roten Kreuz

½ Jahr Vorschule: theoretischer Lehrgang zur Einführung in den Beruf einer Schwester vom Deutschen Roten Kreuz. Nationalsozialistische Schulung! Körperertüchtigung! Praktische Arbeit im Wirtschaftsbetrieb des Mutterhauses und der Krankenanstalt.
2 Jahre krankenpflegerische Arbeit und theoretische Ausbildung auf allen Gebieten der Krankenpflege bis zum Krankenpflege-Staatsexamen.
Danach Arbeit und Fortbildung in den verschiedensten Arbeitszweigen. Vielseitige Spezialausbildungen je nach Begabung.
Anmeldungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Bild sind zu senden an
Frau Oberin Port.

Oskar-Helene-Heim, Orthopädische Universitäts-Klinik und Schulungsanstalt für Körperbehinderte, Berlin-Dahlem, nimmt **ausgebildete Schwestern** und jg. Mädch. v. 18—30 J. m. gut. Schulbild. zu Ostern u. Okt. **als Lernschwestern** zur unentgelt. Ausbild. auf. Tascheng. w. gewährt. Ausbildungszeit 2 J. Abschluß: Staatl. allg. Krankenpflegeexamen.

Univ.-Kinderklinik
(Luisenheilanstalt) — Heidelberg

Staatl. anerk. Säuglings- u. Kleinkinderpflegerinnenschule. Leiter: Prof. Dr. Duken. Beginn d. 1- u. 2jährg. Lehrgänge: April u. Oktober. Für die im Oktbr. 1938 beg. Lehrg. werden noch Schülerinnen aufgenommen. Anfragen an die Oberin.

Werner-Schule des Deutschen Roten Kreuzes.
Berlin-Lankwitz, Fröbenstraße 75/77.
Abt. I: Schule z. Ausbildung von Schwestern, leitende Stellungen
Abt. II: Haushaltungsschule (staatl. anerk.) f. jg. Mädchen u. a. hauswirtsch. Kurse
Abt. III: Kurze Fortbildungs- u. Wiederholungskurse für Schwestern.
Beginn d. Lehrgänge: Abt. I: Okt. jed. Jahres, Abt. II: April u. Okt. Abt. III: nach besond. Programm. Schöne Lage d. Anst., i. gr. Garten gel.

Deutsch. Rotes Kreuz Schwesternschaft Oranien
sucht gebildete **Lernschwestern** ab 20 J. Lebenslauf u. Porto an die Oberin.
Wiesbaden, Schöne Aussicht 41.

● Mutterhaus ●
Deutsches Rotes Kreuz Bad Homburg v. d. H. nimmt junge Mädchen i. A. v. 19 bis 25 J. als Schülerinnen für d. allgem. Krankenpflege auf. Ausbild. unentgeltl. Beding. d. d. Oberin.

Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft Grenzmark
Landsberg (Warthe)
nimmt jederzeit gesunde, gut erzogene junge Mädchen für die Krankenpflege auf. Meldungen sind zu richten an die **Oberin, Landsberg** (Warthe), Friedeberger Straße 16 a.

Deutsches Rotes Kreuz
Katharinenhaus Lübeck

nimmt **Schwesternschülerinnen** für die staatl. anerk. Krankenpflegeschule im Allg. Krankenhaus an und sucht noch ausgebild. **Schwestern** für seine vielen verschiedenen Arbeitsgebiete.

Anfragen (mit Rückporto) an **Oberin Schäfer, Lübeck,** Marlistr. 10.

Deutsches Rotes Kreuz,
Schwesternschaft Willehadhaus,
Bremen, Osterstraße 1

Krankenpflegeschule im eigen. Krankenhaus, nimmt **Schwesterschülerinnen** m. guter Schulbildung, Alter 18—30 Jahre, zur **kostenlosen** Ausbildung auf. Außerdem werden gut ausgebild. Schwestern als **Urlaubsvertretungen** mit Aussicht zum Eintritt in die Schwesternschaft eingestellt. Bewerbungen mit Lebenslauf und Lichtbild an die Oberin.

Deutsches Rotes Kreuz,
Schwesternschaft für Säuglings- und Krankenpflege,
nimmt **Schülerinnen** zur 2jähr. unentgeltlichen Ausbild. in Kinderkrankenpflege auf. Taschengeld und Urlaubsgeld. Abgeschl. Schulbildung, feste Gesundheit, nat. Gesinnung unerläßlich. Lebenslauf, Bild, Rückporto an die Oberin, Hannover, Erwinstraße 7.

Das Mutterhaus vom Deutschen Roten Kreuz
Luisen-Cecilienhaus
Berlin-Lankwitz, Mozartstr. 37,
nimmt junge Mädchen mit guter Schul- und Allgemeinbildung als Krankenpflegerinschülerin auf. Meldungen an Frau Oberin Horn.

Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft Elisabeth-Haus,
Bremen, Bentheimstraße 18,
nimmt Krankenpflegeschülerinnen z. **kostenlosen Ausbildung auf.** Auch werd. gut ausgebild. Schwestern als **Urlaubsvertretg.** für Kranken- und Säuglingspflege mit Aussicht zum Eintritt in die Schwesternsch. eingestellt. Bewerb. mit Lebenslauf und Lichtbild an die Oberin.

Die staatlich anerkannte **Säuglings- und Kleinkinderpflegeschule am Kinderkrankenhause Rothenburgsort — Hamburg** — stellt **junge Mädchen** ab 18. Lebensjahr zur Erlernung der Säuglings- und Kinderpflege ein. Nach zweijähriger Lehrzeit staatliche Abschlußprüfung und staatliche Anerkennung als Säuglings- und Kleinkinderschwester. Weiterverpflichtungen von seiten der Schülerinnen bestehen nicht. Bewerbungen sind zu richten an die Verwaltung des Kinderkrankenhauses Rothenburgsort, Hamburg 27.

Krankenpflege

Das Karlsruher Mutterhaus vom Roten Kreuz nimmt junge Mädchen auf, die sich als Krankenschwester oder Wirtschaftsschwester ausbilden wollen. Alter nicht unter 19 Jahren, gute Schulbildung (auch Volksschulbildung) werden vorausgesetzt. Anmeldungen an die **Schwesternschaft des Badischen Frauenvereins vom Roten Kreuz, Karlsruhe (Baden),** Kaiserallee 10.

Haushaltungsschulen - Soziale Frauenberufe

Landerziehungsheim für Mädchen + Burtenbach-Mindeltal (Nähe Augsburg)



a) **6 kl. Oberschule bzw. Lyzeum** nach den Richtlinien der neuen Schulreform
b) **Frauenschule,** Ausbildung in Haushalt, Landwirtschaft und Gartenbau.
Gesund. Lage, Park, Sport- u. Tennispl. Schwimmbad. Prospekte zu a) od. b) kostenlos durch die Heimleitung

Der Beruf verlangt Können!
Deshalb rechtzeitig richtige
Berufsausbildung

Erfurt **Haushaltungsschule Dr. Marie Voigt** mit Schülerinnenheim. Gegr. 1894 Jahres-, Halb- und Vierteljahreskurse. Druckschrift

Deutsches Landerziehungsheim
für Mädchen, Schloß Gaienhofen am Bodensee, über Radolfzell. Oberschule und Haushaltungsabteilung.

Junge Mädchen
mit mittlerer Reife zur Erlernung von Haushalt und Kinderpflege in Jahreskurs gesucht. Anfragen an **„Humanitas", Leipzig O 39.**

Werratal / Eschwege b. Kassel
Georgstraße 3
Töchterheim
Zeitgemäße hausw. Ausbildung
Prosp. **G. Schiller**

Kassel, Ev. Fröbelseminar
Sozialpädag. Seminar
Hauswirtschaftliche Vorstufe
1 Jahr, für Abiturientinnen ½ Jahr
Kindergärtnerinnen - Hortnerinnen - Kursus 2 Jahre
Sonderlehrgang
f. Absolv. d. 3jähr. Frauenschulen 1 J. u. ½ J. Praktikum
Jugendleiterinnenkursus 1 Jahr
Schülerinnenheim. Beginn aller Kurse April u. Okt. Prosp. d. F. Dierks, Oberin

Technische Assistentinnen

Staatl. anerk. Schule zur Ausbildung
Technischer Assistentinnen
an medizinischen Instituten
Marburg a. d. Lahn
Beginn d. Kurses Mitte Okt. Prosp. durch das Sekretariat, Mannkopfstr. 2



Dr. med. Gillmeister
Lehranstalt f. technische Assistentinnen an medizinischen Instituten
Sämtl. Fächer, Röntgen und Labor. Staatsexamen Ostern u. Herbst. Prosp. frei
Klinik für innere Krankheiten
Berlin NW 7, Friedrichstraße 129

Ausbildung als technische Assistentin an medizinischen Instituten

Die staatlich anerkannte Lehranstalt für technische Assistentinnen an medizinischen Instituten am Städtischen Krankenhaus Sachsenhausen in Frankfurt a. M., Eschenbachstr. 14, beginnt im Oktober 1938 mit einem Lehrgang für das Röntgenfach. Erforderlich sind: Obersekundareife oder die Reife einer neunklassigen Mittelschule, sowie ein Mindestalter von 18½ Jahren.
Auskunft erteilt die Schulleitung:
Professor Dr. **Holfelder.**

Gymnastik



Menzler-Schule, Hellerau
Ausbildungsstätte f. **Deutsche Gymnastik**
Leitung: Hildegard Marsmann.
1. **Berufsausbildung** — Staatl. Abschlußprüfung.
2. Gymnastisch-Hauswirtsch. **Schulungsjahr.** Eintritt Ostern und Herbst.
Ausk. u. Prosp.: Schulh. Hellerau/Dresd.

Gymnastikschule Delitzsch, Bln.-Dahlem, Wildpfad 18, am Walde. Berufsausb. mit staatl. Abschlußexamen. / Gymn.-hauswirtsch. Lernjahr — Vorseminar / Laienkurse / **Internat - Externat** - Prosp.

Gymnastik-Schule Ilse Glaser
(Mensendieck-Schule). Prosp. anf. Berufsausbildg. m. staatl. Abschlußprüfg. **Frankfurt a. M.,** Ulmenstr. 25.

GYMNASTIK-LEHRERIN
Ausbildung Sport, Tennis, Schi
LOGES-SCHULE Hannover, Meterstr. 8

Beachtet die Anzeigen

Musik

Landeskonservatorium zu Leipzig

Direktor Prof. Walther Davisson.
Vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. **Hochschul- und Ausbildungsklassen, Opern-, Opernregie- und Opernchorschule.**

Kirchenmusikalisches Institut, Leitung Prof. D. Dr. Karl Straube.
Anmeldung für das Wintersemester 1938/39 für alle Abteilungen bis zum 12. Sept. **Studiengelder gesenkt auf 150.— bis 375.— RM. jährlich.** Prospekte unentgeltlich durch das Geschäftszimmer.